THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
833S33
B1905

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

MAY 21 1956
JUL 08 1982
JUN 27 1982
MAR 29 1990
MAR 08 1990
MAR 02 1995
APR 24 1995
AUG 31 1998
MAY 19 1998

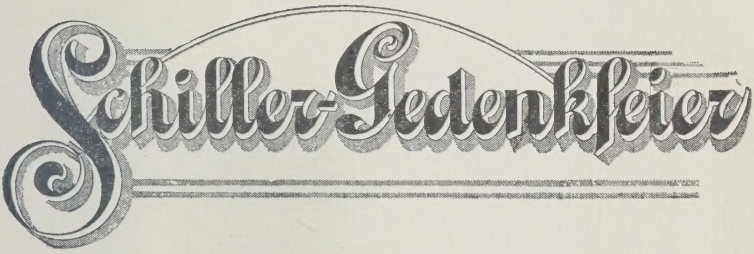
L161—H41

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/schillergedenkfe00deut

6579
41

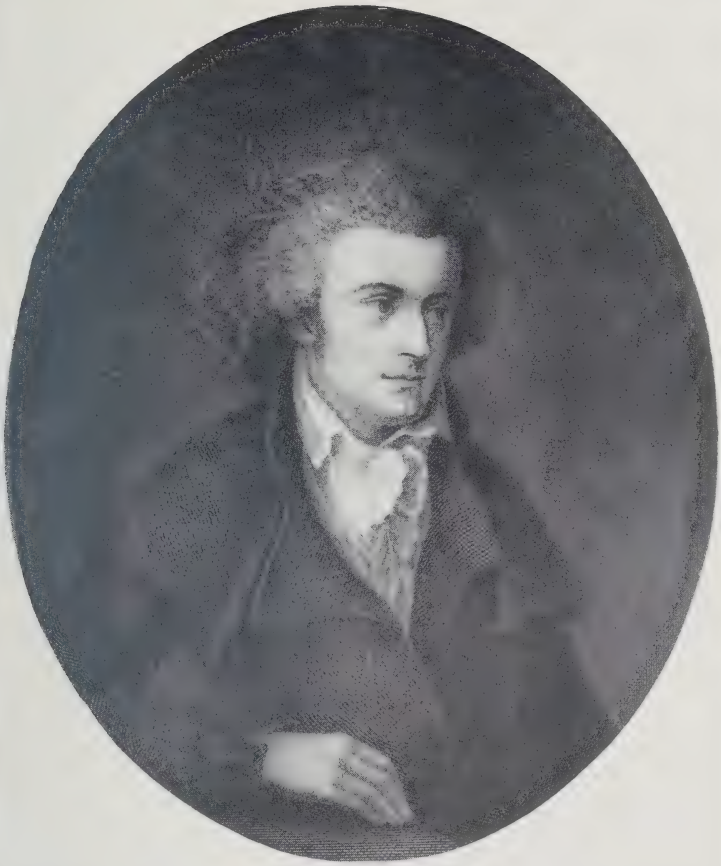
Chicago's



Souvenir

1905
Max Stern & Co., Chicago.

833533
B 1905
pam



Nach dem Leben in Oel gemalt (um 1780) von Nic Guibal. Gestochen von E. Dertinger.

FRIEDRICH SCHILLER.

Nach dem Original-Gemälde gleicher Grösse im Besitze des Herrn Fr. Friedrich in Stuttgart
zum Erstenmal herausgegeben
zur 100-jährigen Geburts-Jubelfeier Schiller's am 10. November 1859

E+8+19

Chicago, die Metropole des Westens der Vereinigten Staaten, hat alle Ursache stolz zu sein auf die Anzahl der in seinen Mauern wohnenden begeisterten Verehrer Schiller's, welche es ermöglicht haben, eine Feier zum hundertsten Todestage des großen Dichters zu veranstalten und zu begehen, so hehr und erhaben, daß ein schlichtes Erinnerungsblatt daran unter allen Umständen sehr wohl angebracht ist. Bei Herstellung desselben sind die Berichte der „Illinois Staats-Zeitung" zu Grunde gelegt.

Sie schreibt am Tage nach der letzten Aufführung:

„Die Feier ist nun zum Abschluß gelangt und sie kann mit ehernen Griffeln in die Geschichte der westlichen Metropole, vor Allem aber in die Geschichte des Deutschtums des cosmopolitischen Chicago geschrieben werden."

Am Tage nach Eröffnung der eigentlichen Feierlichkeiten im Auditorium berichtet die „Illinois Staats-Zeitung" unter Anderem:

Samstag Abend, den 6. Mai.

Als im vorigen Jahre in allen Landen, so weit die deutsche Zunge klingt, davon gesprochen wurde, den Tag, an welchem vor hundert Jahren Deutschlands großer Dichter Friedrich von Schiller so frühzeitig aus dem Leben geschieden war, in würdiger Weise zu feiern, da war auch das Deutschtum Chicago's in den ersten Reihen derjenigen zu finden, welche die Sache mit Begeisterung aufnahmen. Das American Institute of Germanics und der Schwaben-Verein von Chicago übernahmen es, den Ball gemeinschaftlich in's Rollen zu bringen, und es wurde dann bald ein aus Vertretern dieser beiden Verbände und anderen bekannten und erfahrenen Deutschen bestehender Ausschuß gebildet, dem die Vorbereitungen und die gesammten Arrangements übertragen wurden. Die Herren traten bereits im Spätherbst zu einer ersten Beratung zusammen und waren sich von vornherein darin einig, daß

293190
p1484g

wenn übernaupt eine allgemeine Schiller-Gedenkfeier in Chicago abgehalten werden sollte, sie auch eine solche dem 500,000 Seelen zählenden Deutschtum der westlichen Metropole entsprechende werden müßte. Man beschloß daher, die Festlichkeiten auf mehrere Tage auszudehnen, und die dazu erforderlichen Mittel durch freiwillige Beiträge aufzubringen. Dem an die wohlhabenden Bürger gerichteten diesbezüglichen Ersuchen ist in freigebiger Weise entsprochen worden, und auch viele weniger Bemittelte haben ihr Scherflein bereitwilligst beigesteuert. So wurde es denn den Herren vom Komite wenigstens in diesem Punkt bedeutend erleichtert, ihren Wünschen Rechnung zu tragen, um während der geplanten Festlichkeiten das Bestmöglichste bieten zu können. Schon vor drei Wochen fand als Vorfeier in dem gewaltigen Auditorium vor ausverkauftem Hause eine mustergültige Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell" durch die Wachsner'sche Deutsche Theater-Gesellschaft statt, und gestern Abend begannen die eigentlichen Feierlichkeiten.

Nach der herrlichen und von Frederick Stock würdig und geistreich geleiteten, vom Thomas Orchester gespielten Ouverture „Die Braut von Messina" von Schumann, betrat Herr Otto C. Schneider, der Vorsitzende des Central-Comites der Schiller-Gedenkfeier, die Bühne und richtete an die Anwesenden die folgende Ansprache:

Meine Damen und Herren!

Ich bedauere es sehr, dem geehrten Publikum mitteilen zu müssen, daß Herr Dr. James plötzlich verhindert wurde, heute Abend zu erscheinen. Es entgeht uns dadurch ein großer Genuß, denn die Thatsache, daß Dr. James ein Amerikaner ist, der sich aus einer deutschen Universitätsstadt nicht nur seinen Doktorhut, sondern auch seine liebenswürdige Gattin holte, versprach sichere Bürgschaft, daß er der geeignete Mann war, diese Gedenkfeier zu Ehren der Manen Schillers auf die würdigste Weise zu eröffnen. Es bleibt mir nur übrig, den Wunsch auszudrücken: Möge das Zwillingspaar Wort und Ton, das vereint wie Siegmund und Siegelinde heute Abend die Saiten Ihrer Herzen berühren wird, noch lange als Nachhall der schönsten Erinnerungen in Ihrem Leben weiter klingen, und möge diese Harmonie Sie noch lange anregen, den Bestrebungen im Sinne Schillers für die Veredelung der Menschheit gerecht zu werden.

Es wurde darauf vom Orchester ein Werk d'Indy's aufgeführt, welches nur selten auf dem Programm eine Stelle findet und deshalb eingehendere Besprechung verdient. Der Komponist nennt seine Symphonie wohl im

Anschluß an Schiller's Gesammttitel eine „Trilogie", welche Bezeichnung wohl etwas zu weit gegriffen ist, da dieselbe ein einheitliches Werk in drei Sätzen bildet. Der erste gibt ein Bild des Lagers, der zweite ein solches des Liebespaares Max und Thekla und der dritte knüpft an Wallensteins Tod an. Die Symphonie zeigt eine recht lebendige Auffassung der deutschen Dichtung und bringt in äußerst farbenprächtiger Instrumentation alle die starken Klangeffekte moderner Programmmusik zur Anwendung.

Die nach einer kurzen Pause erfolgte meisterhafte Darbietung von Beethoven's „Neunte Symphonie" mit dem gewaltigen Finale: „Hymne an die Freude" ist den Besuchern der Orchesterkonzerte ein längst vertrautes Werk. Der Apollo-Club sang unter Mitwirkung von Frau Minnie Fish-Griffin, Sopran; Frau S. W. Bracken, Contralto; Herrn John B. Miller, Tenor, und Herrn Albert Boreff, Baß, den Chor in anerkennenswerter Weise.

Sonntag Nachmittag, den 7. Mai. — Auditorium.

Als am Sonntag Nachmittag um 3 Uhr der vom Metropolitan Orchester und vom Organisten Professor Wilhelm Middelschulte vortrefflich zu Gehör gebrachte Tannhäuser-Marsch das mächtige Auditorium durchbrauste, da waren alle Sitze eingenommen. Das herrliche Theater bot einen prächtigen Anblick, denn außer den 4000 Gästen im Zuschauerraum saßen auf der amphitheatralisch aufgebauten Bühne nahezu siebenhundert Sänger. Vor ihnen befand sich das auf sechzig Musiker verstärkte Metropolitan Orchester unter Carl Bunges Leitung, und auf dem verdeckten eigentlichen Orchesterraum hatten etwa fünfzig Professoren der Universitäten Platz genommen. Auch die Logen waren wieder, wie am Abend vorher, sämtlich besetzt, und der elegante Damensloor bildete eine ebenso schöne Ausschmückung, wie die äußerlich angebrachten einfachen, aber höchst geschmackvollen Dekorationen. Unter den Ehrengästen befanden sich auch gestern der General Dr. von Pfister nebst Gemahlin, in deren Loge auch der Hauptmann in der Bundes-Armee, Hermann C. Schumm von Fort Leavenworth, Kansas, Platz genommen hatte.

Nachdem die Töne des Tannhäuser-Marsch verklungen waren, trat Fräulein Maud Winifred Rogers, eine Schülerin der Soper School of Oratory, an die vordere Rampe der Bühne und trug den von Herrn Arthur Altschul, San Francisco, Californien, verfaßten und preisgekrönten englischen Festprolog vor. Die junge Dame besitzt außer ihrer klangvollen, das Auditorium vollständig ausfüllenden Stimme auch eine sehr anmutige Erscheinung, sie hatte den meisterhaft verfaßten Prolog vollständig auswendig gelernt und trug ihn vortrefflich vor. Es folgten dann zwei gesangliche Darbietungen der Vereinigten Männerchöre unter Herrn Gustav Ehrhorn's Leitung, auf der Orgel begleitet von Professor Wilhelm Middelschulte, „Liebe" von Schubert und „Rasch tritt der Tod den Menschen an". Beide Lieder wurden tadellos gesungen, ganz besonders schön die Pianostellen.

Nachdem sich der Applaus gelegt hatte, trat der Vorsitzende des Gesammt-Comites, Herr Schneider, hervor und hielt die folgende Rede in deutscher Sprache:

Wenn wir auf das vergangene Jahrhundert und die geistige Entwickelung dieses Volkes zurückblicken, kommen wir zu der Ueberzeugung, daß in keinem Lande jeder Fortschritt und jede Neuerung mit einer solchen Begierde ergriffen wird als hier. Selbst die Religion, die bei den meisten Völkern nicht leicht zugänglich für Neuerungen gehalten wird, hat hier eine Verschiedenheit der Formen aufzuweisen, die sich mit keinem anderen Lande vergleichen läßt. Zu jung, um viele Traditionen haben zu können, und zu unfertig, um einen ausgeprägten Typus sein eigen zu nennen, wird noch eine lange Reihe von Jahren vergehen müssen, bis der Schwerpunkt der Bevölkerung weiter nach dem Westen gerückt und aus seinem Inneren ein geläuterter Menschenschlag hervorgetreten ist, der besondere Grundzüge pflegt und heilig hält.

Doch einem Himmelszeichen blieb dieses Volk zu jeder Zeit treu und wird es auch stets bleiben, so lange der Himmel nicht einfällt und die Welt nicht untergeht, und das ist der gute Stern, unter dem es als Nation geboren wurde: Der Stern der Freiheit!

Was die idealen Männer der Revolution in der Tat vollbrachten, das kam als begeistertes, himmelstürmendes Wort aus dem Munde des armen schwäbischen Dichters, Friedrich Schiller!

Wie das Wort und die Tat eng mit einander verbunden sind, so besteht auch zwischen dem Sänger der Freiheit und dem Lande der Freiheit eine Seelenverwandtschaft, die durch nichts gestört werden kann, als durch den Untergang der Freiheit selbst. Und wie der Stein, der, in's Wasser geworfen, immer

größere Kreise zieht, so hat sich auch das Wort Schillers immer weiter verbreitet. Von der Zeit an, als 1790 in den größeren Städten des Ostens, wie New York, Boston und Philadelphia, das Verbot gegen die Schaubühne aufgehoben wurde und die Räuber 1795 zum ersten Male in New York aufgeführt werden konnten, bis zur Gegenwart, hat die Verbreitung der Werke Schillers mit dem Wachsthum des Landes beständig Schritt gehalten, und es gibt wohl keine höhere Lehranstalt, wo nicht sein Schwanengesang „Wilhelm Tell" einer strebsamen Jugend gelehrt wird. Als Ende der 1790er Jahre der New Yorker Theaterdirektor William Dunlap seinen Erfolg darin fand, deutsche Dramen von Kotzebue seiner Bühne anzupassen und Schiller noch im Schatten von dessen längst verblichener Größe wandeln mußte, da hätte Dunlap es sich nicht träumen lassen, daß der Verfasser der „Räuber" seinen deutschen Shakespeare, wie er Kotzebue nannte, so himmelhoch überragen würde. Obwohl schon im Jahre 1813—14 das deutsche Drama in englischer Bearbeitung die Bühne der östlichen Städte fast vollständig beherrschte, wobei aber meistens die Dramen von Kotzebue und die von Schiller nur spärlich aufgeführt wurden, bedurfte es doch der Französin Madame de Stäel, die Aufmerksamkeit der emporstrebenden Literaten Amerikas auf die deutsche Literatur zu lenken. In ihrem Buche über Deutschland wandte sie ihre Hauptneigung Schiller zu, in welchem sie seine Liebe für die Freiheit, seine Verehrung der Frauen, seine Begeisterung für die Kunst und sein tief religiöses Gefühl außerordentlich hoch schätzte und bewunderte. Neben dieser war es besonders John Quincy Adams, der nachmalige sechste Präsident der Vereinigten Staaten, der mit leuchtendem Beispiel voranging, das junge Gelehrtentum mit den deutschen Geisteshelden bekannt zu machen.

Aber als die Wissensdurstigen das Verlangen hatten, sich in die Schätze der deutschen Literatur zu vertiefen und dazu die

Sprache erlernen wollten, hatten sie große Schwierigkeiten, Lehrer und deutsche Bücher zu finden, um dies zu ermöglichen. Man berichtet, daß der junge George Ticknor in keiner Bibliothek, in keinem Buchladen Bostons und nicht einmal im Harvard College zu Cambridge ein deutsches Buch dazu auftreiben konnte.

An der Pennsylvania Universität wurde zwar schon so früh als 1754 ein Herr Cramer als Professor der deutschen und französischen Sprache angestellt, und in demselben Institut war seit 1780 der Lehrstuhl der Philologie von Professoren besetzt, die in deutscher Sprache die Vorlesungen hielten. Dies war jedoch von allen damaligen höheren Schulen eine Ausnahme.

Denn nicht bis 1825 wurde zum ersten Male ein Herr Blättermann in der University of Virginia als Professor der modernen Sprachen angestellt und man vermutet nur, daß er dann auch Deutsch lehrte. Im Amherst College wurde 1826 ein Versuch gemacht, Deutsch zu lehren, und nach drei Jahren wieder aufgegeben. Selbst im Harvard College trat erst 1825 Carl Follen als deutscher Lehrer auf und erwarb sich dann große Verdienste um die Einführung der deutschen Literatur durch eine Reihe von Vorlesungen über Schillers Leben und Dramen, die er vor einem Bostoner Publikum hielt und durch die erste amerikanische Ausgabe von Carlysles "Life of Schiller", die er vermittelte.

Unterdessen finden wir solche Männer wie Everett, Ticknor und Bancroft auf deutschen Universitäten und andere wie Irving, Emmerson und Longfellow auf Reisen, um an den Quellen deutscher Gelehrsamkeit in vollen Zügen zu trinken. Erst nach den dreißiger Jahren, nachem eine Anzahl deutscher Gelehrten wie Franz Lieber, Carl Beck, Franz Joseph Grund, Gustav Koerner, die Gebrüder Wesselhoeft hier eine zweite Heimat fanden und die Begründer der jungen amerikanischen Literatur immer häufiger auf die Schätze der deutschen Dicht-

kunst hinwiesen, da gelangte allmählich das Licht durch Nebel zur Sonnenklarheit und wurde zu einem der besten Kulturträger in diesem mächtigen Lande. Die vierziger Jahre brachten einen andern wertvollen Zuwachs in den geistig hochstehenden achtundvierziger Verbannten und damit in Jedem einen streitbaren Verfechter der Ideale seines Vaterlandes, und als 1859 der Geburtstag des großen Dichters zum hundertsten Male wiederkehrte, da wetteiferten Amerikaner mit Deutschen, seinem Andenken auf die erhebendste Weise zu huldigen.

Im Fortschritte dieses Landes ist Schillers Muse wahrhaftig nicht veraltet, keine Neuerung in der Literatur hat sie verdrängt, denn sein Freiheitslied wird ebensowenig veralten, wie die Freiheit selbst. Wir brauchen nur auf die Hohenpriester der Alma Mater zu schauen, die uns heute mit ihrer Gegenwart beehren, um den besten Beweis zu haben, daß seine Ideale von den würdigsten Gelehrten gepflegt und verbreitet werden. Wir haben heute einen Herrn unter uns, der vor einigen Jahren ein vorzügliches Buch über Schillers Leben und Werke schrieb, das ihm und dem gelehrten Amerikanerthum zur größten Ehre gereicht. Diese Gedenkfeier kann keine schönere Weihe empfangen, als wenn ich Ihnen diesen Herrn, den größten Schillerforscher Amerikas, als Redner des Tages vorstelle: Herr Prof. Calvin Thomas.

Herr Thomas erhob sich sofort von seinem Sitz und verbeugte sich zunächst nach den Sängern und seinen Kollegen hin und dann nach dem Publikum, das ihn lebhaft begrüßte. Er ist von hoher, schlanker Gestalt und hatte sich in sein Professoren-Ornat gekleidet. Seine meisterhaft ausgearbeitete, in englischer Sprache gehaltene Rede währte genau eine Stunde und sie lautet wie folgt:

Ladies and Gentlemen:

A hundred years ago the 9th of this month the little German city of Weimar was saddened by the tidings that the poet Schiller had passed away. The event attracted at the time but little of the great world's attention. What could it signify in that turbulent epoch when the battles of Austerlitz and Jena were already lowering on the German horizon,—what could it signify to mankind at large that a quiet dreamer, inhabiting a humble home remote from the centers of power and population, had breathed his last on that afternoon in May? The dead man had never courted the public gaze, and for the last fifteen years he had led the life of an invalid, suffering acutely at times and knowing full well that the mark of an early death was upon him. His untimely end meant much to his sorrowing family and to a few personal friends, but beyond that intimate circle few were aware that one of the true immortals had joined

> the choir invisible
> Whose music is the gladness of the world.

If in those days a vote had been taken on the question, Who is the favorite poet of the German people? I suppose that the honor would have fallen not upon Schiller, and not upon Goethe, but upon the pious author of the "Messiah." In the spring of 1803 the funeral of Klopstock had been celebrated with unexampled pomp and ostentation of mourning. His body lay in state for a week while preparations were made for the grand obsequies of the 22d of March. On that day fifty thousand people lined the streets of Hamburg and stood in reverential

silence as the vast funeral cortege moved slowly in the direction of Altona. The bells of the city tolled, the ships in the river displayed the emblems of sorrow. A military guard of honor on foot and on horse preceded the hearse, and there were marshals with white batons and virgins garlanded with flowers. We read that the coffin was followed by seventy-six carriages, in which rode the members of the Hamburg senate, the representatives of foreign governments and other dignitaries from far and near. When the procession reached Altona, which at that time belonged to Denmark, the body was formally received by representatives of the Danish government, and a new contingent of fifty carriages joined the cortege. In the church at Ottensen odes of the dead poet and choruses from Mozart's "Requiem" were sung, and a laurel-covered copy of the "Messiah" was laid upon the bier.

Contrast all that with a lonely nocturnal scene that might have been witnessed at Weimar two years later. In that part of Germany it was still the custom to have the bodies of the dead borne to the grave by hired laborers, the local unions of workingmen taking their turns in the performance of this duty. Upon the death of Schiller neither the public authorities nor any private person of influence came forward to arrange for obsequies of an unusual character. Bearers were bespoken from the guild whose turn it was, and the matter was about to take its course just as if the dead man had been the humblest citizen of the duchy. Finally a few friends besought for themselves, and with some difficulty obtained from the official whom it was necessary to consult, the melancholy boon of acting in place of the hired laborers. And so it came about that shortly after midnight on the 12th of May a little group of men—there were some twenty of them in all—emerged from the house of mourning and bore their precious burden along the silent and deserted street, which was then called the

Esplanade but is now the Schillerstrasse, past the market-place to the little churchyard of St. James. It was a moonlit night, the little city was hushed in sleep, and only the song of the nightingales broke the silence. At the churchyard there were no ceremonies whatever. The public vault was opened, the trap-door raised, and the coffin let down with ropes to its destined resting-place. Then the midnight mourners returned to their homes.

How has the perspective changed with the lapse of time! To-day the name of Klopstock is hardly more than a name, save to the professional scholar; the conspicuous actors of the Napoleonic era, the men who once filled the world with the noise of their debates, are all forgotten or live only on the page of the historian; but the quiet dreamer, he whose mortal coil was so unceremoniously consigned to the tomb a hundred years ago, is with us as a mighty and benignant presence. For him the kindly thought of a great people has built the most precious monument that the Genius of Humanity knows how to build to those who have served it well. All over the world, in this month of May, wherever Germans dwell and the German language makes music in the heart, companies of men and women will be assembling for this anniversary, even as we are assembled, to hear of Schiller and to honor his memory.

And how can his memory be honored best? Shall we recall the simple story of his life and pay our homage to the winsome traits of his personal character? To do that would be to tell a tale that has often been told and is very familiar. The life of Schiller was not what is ordinarily called eventful. A fairly happy childhood that unfolded in a wholesome atmosphere of decent poverty; seven years of strict military discipline at the Stuttgart academy, where a perverse fate tried to make a medical man out of a fiery youth on whom Providence had other designs; a brief and rasping experience as regimental

doctor under a petty despot who meant well, but was not in the counsels of Providence; a resolute break for liberty, with a few months of hiding in exile; a year as theater-poet at Mannheim, where illness, debt and depression brought him to the verge of despair; two years in Leipzig and Dresden, with a beautiful friendship brightening his path; a visit to Thüringen, drawing in its train the joys of courtship and marriage; an appointment to a professorship at the University of Jena; at the age of thirty-one a disastrous illness that shattered his health and doomed him for the rest of his days to the quiet and cautious life of the invalid; a few years of splendid poetic creation under the inspiring influence of Goethe's friendship, and then, in the zenith of his powers, that untimely summons whose hundredth anniversary we now commemorate.

Such, in brief, was Schiller's earthly pilgrimage. And how poor it was in imposing externalities! How bare of all that we are wont to call large and stirring experience! He never visited a foreign country. The France of his "Maid of Orleans," the England of his "Mary Stuart," even the Switzerland of his "William Tell," were known to him only from books. Nor did he see much of the German fatherland. A little of Swabia in his early years, Frankfurt, the Palatinate, a portion of Saxony, Thüringen, a flying visit to Berlin in the year before his death—this is all. The scenes of his own "Wallenstein" had never been beheld by his bodily eye. For an eminent man of letters in the eighteenth century the circle of his acquaintance was not great, tho he knew one man who was a university in himself. He took no direct part in the stirring public life of the time. For a moment, indeed, in the year 1792, he thought of writing a defense of King Louis the Sixteenth, which might have involved him in contemporary politics. But he soon gave up that idea and devoted himself instead to the editing of a literary journal with the boldly

avowed purpose of affording his countrymen a refuge and a solace from the *misère* of political discussion.

Thus he was one of the men whose work is done for posterity; who live apart from the noise of the moment and concern themselves with the inward things of the spirit. His biography is the history of his works and of his friendships. His travels were the adventures of a soul in the unseen universe of Truth and Beauty. His comfort was the philosophic mind; his luxury the inspiring thought. The lesson of his life is the lesson of courage and of faith in the dignity of human nature.

Let me quote a few words from an estimate of Schiller which is probably not familiar to many, because, while it is a hundred years old, it has only just been published in this present year of grace. One may not call it an impartial estimate, since it emanates from a dear friend, Wilhelm von Humboldt, and was written on the very day when he received the news of Schiller's death. Writing in French to Madame de Stael on the 25th of May, 1805, Wilhelm von Humboldt expressed himself thus:

"I write you, Madame, at a moment of profound sorrow. Imagine it; Schiller is dead. I have just heard the news. He was the one man on this earth whom I greatly loved. He it was with whom all my ideas were constantly associated; with whom I have spent years of the sweetest intimacy, incessantly discussing the highest and deepest matters in the realm of thought; the one man, perhaps, who felt a desire to live with me. It is but two years since he wrote me a very sad letter about our separation, which is now irreparable. He is no more. You can not have known him as he was. He had not, like Goethe, that vast imagination which embraces all the arts at once and represents the universe under the varied forms of painting, music and poetry. His imagination moved entirely in the domain of ideas and eloquence. The word was the

only means that nature had given him. He existed entirely in that, and certainly no other man ever knew how to make such use of it; to make it weighty and luminous, as he did. There was never a man who, like him, nourished himself only upon that which is most noble and most elevated; who lived so uniquely in the spheres of ideas; whom nothing ever touched that was common or vulgar. Even fame had no evident attraction for him. His one desire was to reach by the shortest and highest routes what is most sublime in art, most profound in thought, most intimate in feeling. This was the one inward fire that consumed him. One may affirm boldly that no other such man ever existed, and one might prove it from the defects of his work, as well as from its sublimities. And now that ceaseless activity of his, always occupied in sounding the depths of human nature and depicting them with all the colors of the imagination; that eagerness in pursuing always the same course without ever looking back; that perfect disinterestedness, that absolute impartiality; that existence completely absorbed in ideas and sentiments, and detached from every passion and from every vulgar taste—all that has returned with him to the night of nothingness."

Such was the impression produced by Schiller's character upon a great man who knew him intimately and was little given to indulging in emotional extravagance. It is indeed the language of partial friendship and of fresh bereavement. We must make some allowance for that. But when all proper allowance has been made on that score, the picture drawn by Von Humboldt remains essentially true. It accords very well with the rest of our knowledge. There have always been those, there are still those, to whom Schiller's genius is unsympathetic, and who care but little for his poetic creations; but the most irreconcilable of his critics have never refused the tribute of honor to the dignity of his character and the nobility of his life.

Shall we then turn our thoughts in the critical channel and try to characterize and make an estimate of his poetic endowment? To linger long in that sphere of thought would hardly comport with the temper of this festival. We are here avowedly as admirers, and are met to honor Schiller, not to try him. For us he needs no attorney; he needs only to be read with a hospitable mind. Yet I hope that our partisanship is not of the kind that would shrink from the keenest scrutiny. We should not be acting in the spirit of Schiller were we to indulge in blind hero-worship or in undiscriminating panegyric. He himself would have been the last person in the world, had the question been raised in his presence whether a man were a great poet, to think of answering that question by urging the excellence of the man's character and the loftiness of his ideals. Let us then consider this matter for a very short time.

Adverse criticism of Schiller's art has always revolved about two main points: First, that he was an idealist, and, second, that he was a rhetorician. We are told that he saw the world not as it is, but with its objects colored and their relations more or less distorted by his own peculiar temperament; that he was not sufficiently faithful to the hard fact; that he lacked impartiality. And we are told, again, that for him poetry was but versified eloquence; in other words, the art of expressing weighty thought in sonorous and impressive diction; that its more delicate and appealing echoes were beyond his power to waken.

Now for myself I prefer to admit that there is a large element of truth in both these familiar criticisms. Certainly Schiller *was* an idealist, in his work as in his life; it is partly for that reason that we love him. And his poetry *is*, too, in large measure a matter of eloquent statement rather than of subtle suggestion. But what follows? Shall we refuse our homage to the king of German dramatists because he was un-

PROFESSOR CALVIN THOMAS.
Englischer Festredner.

like Shakspere? Or shut our eyes to the beauty of his best verse because it is unlike the verse of Goethe, or Heine or Uhland? Is there not room enough in the world for all the possible types of artistic genius and of eminent personality? Do we wish all the flowers to be roses and all the mountains to be like the Jungfrau? Is not the infinite diversity of literature, whereby it offers something of joy, of light, of inspiration, to every type of mind,— is it not just this diversity for which we have reason to be particularly thankful? On this subject the wise Goethe spoke the last word of wisdom when he made to Eckermann the oft-quoted remark that, instead of quarreling as to whether he or Schiller were the greater poet, the Germans should rather be grateful that they had a brace of such fellows to quarrel over.

Yes, Schiller was an idealist. If anything about him is true, it is that. But he was also in his way a realist, and he held that idealism and realism, far from being enemies, are allies that must both be present and co-operate in every good work of the imagination. And so it is always and everywhere. Without idealism literature is trivial and insipid, and the world soon forgets it. Without realism it produces no illusion and so fails to touch and fill the imagination. I fancy that Schiller would have been able to accept without much difficulty M. Emile Zola's definition of a work of art as "a corner of life seen thru a temperament." For the temperament of the artist must inevitably be present in his work, since no man can see except with his own eyes. But Schiller would have drawn attention to the fact that the temperament which is to do the seeing must first select the corner of life that is to be looked at. For without a selective process of some kind we should get a mere hap-hazard chunk of chaos. Even the photographer must pick his scene and his point of view if he is to get a picture. Now it is precisely at this point of selection that Schiller

would have differed most radically from some of our later realists and from our up-to-date, or up-to-the-day-before-yesterday naturalists. He would have rejected the notion that a corner of life must always be a corner of life's vulgarity. He would have repudiated the idea that man's depravity, disease and squalor are any more real, or any more natural, than his faiths, hopes and enthusiasms.

As I conceive the matter, a poet is a man who lives intensely the essential inner life of his time and has the gift of expressing that life in rhythmical language of some artistic distinction. In proportion as he lives the life of his epoch completely as well as intensely, and is able to express it in language of such high excellence that it appeals not only to his own time and his own countrymen, but to after ages and to all the world, we call him a great poet. The opulent soul, bodied forth in language that sinks into the hearts of men and is somehow proof against the tooth of time—this is the great fundamental fact before which all the minor canons of criticism, the little theories and predilections, sink into insignificance. Now of Schiller it can hardly be said that his influence and his following outside his own country have ever been very great. Nor can it be justly claimed that he lived the life of his own epoch completely; for there were important phases of it which hardly touched him at all. But that which he did live he lived so intensely and expressed in language of such appealing quality for the normal German temperament, that he endeared himself to his own people for all time. Thus he is in the best sense of the name a national German poet.

"The national poet," says Ibsen in one of his early papers, "is the poet who knows how to impart to his work those groundtones that echo back to us from mountain and dale, from hillside and shore, but, most of all, from our own hearts." This is Schiller's distinction. He knew how to impart to his work

those ground-tones which, thru all the vicissitudes of time and fashion and politics, echo back from the hearts of the German people.

But it has seemed to me, after due reflection, that we should best honor the memory of Schiller on this occasion, not by analyzing his genius, but by turning our attention to some of the large ideas which were especially dear to him and inquiring what value they have for us at the present time. For after all, his strongest claim to immortality is that his name stands, with Goethe's, for an epoch in German culture; for certain ideals and aspirations which have made the close of the eighteenth century in Germany forever memorable. His name is the symbol of a precious inheritance. We venerate him not only as the author of stirring poems learned long ago and ever since associated with the halcyon memories of youth; not merely as a philosophic essayist and historian whose works we have read with profit; not merely as the creator of dramatic characters that quicken the pulse and uplift the soul when seen upon the boards that signify the world; but we venerate him as the representative of a noble era. The man is more than his works, and influences have gone out from him for which the industrious student can hardly quote chapter and verse. It is always so with every man who deeply touches the imagination of many. Call it illusion, if you will, this adventitious element in a great man's fame; say that it is the effect of distance and of idealizing vision. It is none the less important for that. What is it but imagination that nourishes the souls of men and gives to life its dignity?

In the first place, then, of course, we honor Schiller as the apostle of freedom. From the beginning to the end of his literary career the idea of freedom engaged his thoughts, inspiring a large part of his best work. It may fairly be called the guiding star of his intellectual life. In the days of his

early radicalism it struck fire in his brain and blazed up in the revolutionary frenzy of Karl Moor. A little later we meet with it as an ingredient in the gusty enthusiasm of Fiesco. We hear it in the fine rhetoric of Ferdinand as he hurls defiance at a world of conventional prejudice for the sake of Luise's eyes. It vibrates in the winged words of the impassioned dreamer Posa as he pleads with King Philip for the Netherlands. It appears as the foundation of Schiller's esthetic philosophy when he defines beauty as "freedom in the appearance" —*Freiheit in der Erscheinung*. The thought may be said to inform both his more important historical works; for the defection of the Netherlands is presented as a magnificent fight for political independence, and even the Thirty Years' War is conceived as a struggle in which the great stake was nothing less than German liberty. One of the "words of faith" is freedom. It is touched on here and there in other minor poems, and it forms the central theme of "William Tell," which is, no doubt, chiefly responsible for the subsequent idealization of its author as poet of freedom.

And he deserves the name, albeit his drama of the Swiss revolt, in its purely political aspect, inculcates no other doctrine than the right of an oppressed people to combine for the overthrow of a foreign satrap whose inhuman tyranny has become unbearable. It is a fair inference that if the old saga had made Gessler a little less stupid and brutal, the Swiss farmers would never have risen to put him down. There would have been no occasion for the midnight meeting at the Rütli, or for the murderous shaft of Tell in the Hohle Gasse. The conspirators in the play are very careful to assure one another that they are not engaging in revolution; that they are not revolting against foreign domination as such, but merely seeking to get rid of certain bad agents of that domination and to restore the good old ways. It is well enough for us Americans to bear in mind

that Schiller was no democrat. His political ideal was the benevolent despotism; the wise, humane, far-sighted monarch who devises good laws for his people and drops them from above like the gentle dew from heaven. That a people has any natural right to make its own laws and to determine who shall execute them, is a doctrine which he probably would not have admitted in the abstract. Furthermore, that a people's *habit* of making its own laws, its fully accepted and regularly exercised responsibility for them, constitutes in the long run not only the best safeguard against oppression, but an educative agency of inestimable value,—all this, the foundation of our democratic faith, he never had occasion carefully to consider.

We must remember that Schiller was a man of the eighteenth century, and that he lived to see only the first lurid beginnings of that great democratic movement which was to characterize the nineteenth. He was no *Volksmann*—at least not in the narrow sense. His temper, in his later years, at any rate, was that of a philosophic conservative. We are not surprised, therefore, that when the Revolution broke out he saw the frenzy of the moment, but did not see the mighty and beneficent change of which the frenzy was but a passing symptom. The trampling out, at Paris, of the vintage where the grapes of wrath were stored fell on his ears as the "shrieking of maddened fools," and he besought his countrymen not to let their faith in freedom be disturbed thereby:

> Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
> Und würd' er in Ketten geboren;
> Lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
> Nicht den Missbrauch rasender Toren.

He meant philosophic freedom, the kind that a man really may have and that can not be taken away from him, tho he were born in chains. And that is indeed a very precious kind of freedom. We value it, too, I hope, tho we may perhaps

hold, as a matter of political practice, that the clanking of chains and a gnawing at the stomach may sometimes warrant a people in postponing philosophy to a more convenient season.

But man as political animal is not much given to making fine distinctions. "William Tell" was heard by the Germans as a bugle-blast for popular liberty; and, in the dark days of despotic reaction that followed the Congress of Vienna, it was easy to find a present application for those impassioned diatribes against a legendary oppressor. And later, when the great question of national unity was uppermost in every mind, and Germans looked out upon a divided and distracted fatherland, it was natural that the words of the dying Attinghausen, *Seid einig, einig, einig,* should sound like an oracle, a benediction and a prophecy. It was now that Schiller became the idol of the nation that was to be, because he seemed to have voiced more effectively than any one else, the dominant aspiration of the time. There are men enough now living who can recall the jubilee of 1859, with its prodigious and ubiquitous enthusiasm for the great national poet. Schiller was the man of the hour. Never before in the world's history had such a tribute been paid to a man of letters.

That there was something a little factitious and illusory in all that hero-worship of a half century ago, and that the effect of it was to make Schiller appear in a light not altogether favorable to a sober estimate of his genius, would now be generally conceded, I think, even by those who admire him most. For the plain truth is that he was not a political seer, and that German unity was a matter with which he never occupied himself. His concern in writing "William Tell" was to turn an old saga into an effective play for the stage. It was not intended, any more than "The Maid of Orleans," or "The Bride of Messina," for a political text book, and to use it as such was to enrol Schiller retrospectively in a cause for which he had never en-

listed. All that, however, is ancient history which need not greatly concern us in considering Schiller as poet of freedom. German unity is now an old story. A whole generation has come and gone since the establishment of the new empire, and thoughtful Germans have long since learned to think more dispassionately of the great writers of the eighteenth century, and to value them not for their supposed attitude toward questions that were not their questions, but for what they were and what they did as men of their own time.

And in proportion as we value them, we shall treasure their intellectual legacy for the sake of the spirit that informs it. Each age has its own specific problems to be solved in their own way by its own men. The best use of a great man in the past is not to furnish us with a rule of thumb for the doing of our own duties, but to quicken our fealty to those high, immortal principles which acquired fresh luster thru his devotion. Such was that freedom which our Swabian poet so ardently and stedfastly loved. It is one of the noblest words in the vocabulary of mankind. From the days of the Greek republics to our own time, how many a good fight has been fought in its name! What precious sacrifices have been laid upon its altar! What a world of high courage, how many a fine poem, how many a burst of immortal eloquence it has inspired!

And is it any less worthy of devotion now than it has been in times that are past? It might appear, perhaps, that for us Americans, at least, freedom is not exactly a living issue. What is called political liberty we enjoy and have long enjoyed in full measure, by virtue of the fathers. We boast of it, sing of it and count ourselves blest among the nations of the earth because of our free institutions. But just because that is so we are peculiarly prone, as a people, to identify liberty with a form of government and to make a fetish of our own machinery. It is for us to remember that salvation cometh not by machinery

nor by institutions, but by high ideals of political virtue. The enemy of liberty for us is not the despotic ruler or the oppressive law, but it is whatever debauches and degrades our public life. It is the greedy corporation, scheming for power by unjust and unsocial methods, and seeking to control or to evade legislation in the interest of dividends. It is the tyrannous labor union, abridging by violence the freeman's right to live and labor. It is the vote-buying politician, trading upon the need of the newly arrived immigrant or upon the depravity of the degenerate citizen. The true lover of freedom will love it for his neighbor as well as for himself, and without regard to the color of his neighbor's skin.

This is not the time for practical politics, but it *is* the time—none better could possibly be imagined—for renewing our allegiance to those high conceptions of freedom which have come down to us from the great thinkers of the eighteenth century. It is a time for reminding ourselves that what counts in the long run is the ideal; that bigness is not greatness, and that the glory of a nation consists not in its statistics of wealth and population, nor in the machinery by which it does its business, but in the spirit that worketh in its citizens.

I come now to a second trait of Schiller for which, as it seems to me, we have good reason to honor his memory. I mean his splendid and unfaltering faith in reason. Altho he was a poet who lived largely in the dream-world of the imagination, and altho his last years coincided with the inception of that great romantic movement, which was essentially a renascence of wonder, that is, a general quickening of the feeling for the mysterious and the unfathomable, he nevertheless held steadily to the conviction that man's surest guide to truth, his highest authority, his best umpire, is his reason. In this respect, again, he was a man of the eighteenth century, a man whose intellectual life was rooted in the Age of Enlightenment. Of the limitations

of that age much has been written, and we shall have to admit, I suppose, that some at least of those ardent champions of the light were not sufficiently alive to the importance of warmth and color, and that the plummet-line by which they thought to sound the depths of human nature was a little too short. But all that is of small moment when weighed against the noble ideal we owe them of progress thru the increase of knowledge. All honor to them for their fine loyalty to the human intellect!

As for Schiller, his was too profound a nature to rest long content with the current rationalism of his age. His studies in medieval history brought home to him the fact, which Herder and Goethe had discovered before him, that the epoch commonly called the Dark Ages had its own peculiar greatness. For a while he was almost dazzled by the glamour of the olden time when men had lived so intensely in their feelings and imaginations. There is a very interesting passage in a minor work of his, which shows him balancing between two opinions and all but ready to conclude with Rousseau that civilization, with its boasted progress of science and art, is only a specious name for the progressive corruption of the human heart. Let me quote a few words from the passage referred to:

"The advantage of clearer ideas, of vanquished prejudice, of more subdued passions, of freer ways of thinking (if we really can claim this credit), costs us the great sacrifice of active virtue, without which our better knowledge can hardly be counted a gain. The same culture that has extinguished in our brain the fire of fanatical zeal has also smothered the glow of inspiration in our hearts, clipped the wings of our sentiment and destroyed our doughty energy of character. . . Granted that the period of the Crusades was a long and sad stagnation of culture and even a return of Europe to its former barbarism; still, humanity had clearly never before been so near to its highest dignity as it was then—if indeed it be a settled doctrine

that the essence of man's dignity is the subordination of his feelings to his ideals."

Thus Schiller in the year 1792. You perceive that he was concerned to read his contemporaries a sharp lecture on their self-complacent vanity and their one-sided intellectualism. He had made the momentous discovery, to borrow a phrase of Julian Schmidt, that the history of the world has not been made by sober men, but by men who were possessed. He wished to recognize this fact and to get a basis for a philosophy large enough to include the whole of human nature. He saw the seamy side of what is called civilization. It is easy to see it—as easy as it was a hundred years ago—and a rather cheap amusement to gird at it. I have lately been reading a book of travels in Asiatic Turkey, a book by a British officer who defines a civilized community as "a community living in towns and in houses, suffering from infectious and contagious diseases, traveling in railway trains, able to read and write, possessing drinking shops, reading newspapers, surrounded by a hundred unnecessary luxuries, possessing rich and poor, slums and palaces, and convinced that their state is the most edifying in the world."

Now a bitter tonic of this kind, taken occasionally in small doses, is good for self-conceit. As we have seen, Schiller administered one to his contemporaries. But he never seriously wavered on the main issue. He never despaired of progress thru enlightment; never became a reactionary in religion, philosophy or politics. He remained a stedfast believer in the human reason as the highest court of appeal in all matters of human welfare. Tho there might be spots on the sun, it was still the sun,—our highest, and in the long run our only hope.

The ardor of his belief in the efficacy of taking thought was at times almost pathetic. In the year 1791, when he had been prostrated by a nearly fatal illness and was without means

and unable to work, he unexpectedly received from generous friends in Denmark a gift of a thousand talers a year for three years. Another man would probably have taken the money and have gone to Italy or to Southern France for a season of rest and recuperation. Not so he. He chose to remain in Jena and use his unwonted freedom from care for a long and strong grapple with Kant's philosophy, in order that he might fathom the laws of beauty.

And has this high intellectual seriousness of Schiller no lesson for us at the present time? Methinks it has one—the lesson of patient faith in the human intellect; of solid assurance that knowledge is better than ignorance, truth better than error; and that the best way to find out truth is to reason calmly in the light of all the facts that can be discovered. The message that comes to us from him contains, to be sure, its reminder that "the bright rays of truth do not always give out heat," and its warning not to pay for knowledge with the heart; but it carries also the clear conviction that the man who has carefully examined a subject is a better guide than the man who goes by his instincts and prejudices, or claims a mysterious illumination, or believes because he is told.

During the last hundred years the march of mind has proceeded with giant strides. Sciences of which Schiller did not dream have come into being, given us new points of view and greatly modified the mental attitude of all who are capable of being affected by the advance of thought. Old problems have been restated, new ones have emerged into view, tentative solutions have been proposed, to be, perhaps, rejected, replaced, modified, enlarged, so as to accord with an ever widening view of the world and its history. The process is endless. Nowhere is there finality, and we want no finality. Finality means stagnation and death. And not only do we look forward to an immeasureable future, but our science

has opened vistas into the backward and abysm of time and shown us something of the long and slow genesis of our own souls. We know more than our grandfathers knew about the nature of those feelings, instincts, propensities and habits, which constitute the thick substratum of life for all of us. It is not true that what we call the heart is a nobler organ than what we call the head, but it *is* older, more fundamental. It is that which links us most closely with childhood and with the long life of the race to which we belong. But the head, with its later and larger wisdom, is the safer pilot. We sometimes say that instinct, particularly a woman's instinct, is more trustworthy than reason. But that is mere chivalrous moonshine. No doubt the woman will often hit the mark with her instinct, and no doubt the man will often miss it with his reason—especially if he is a bad reasoner. But for the long run, for the million cases, put your faith in reason. To-day we should hardly say that the essence of man's dignity is to "subordinate his feelings to his ideas," but it certainly is of the essence of his dignity to understand those feelings, to give them their proper place, and only that, in his scheme of life, and gradually to bring them into harmony with a reasonable view of man's life and destiny. This is the never-ending problem of science.

How foolish it is then, to talk, as certain writers have lately been doing, about the bankruptcy of science! As if the human intellect were expected to abdicate its functions and go out of business because John Doe can not accept Richard Roe's theory about something or other! As if it would not forever continue to exercise its supreme and inalienable right to examine all forms and systems and traditions, all creeds and cults and religions, for the purpose of finding out what can be known about them and of passing judgment upon them! As well

talk about the bankruptcy of the sun as the bankruptcy of science!

And it strikes me that we Americans, with our large gullibility, our boundless hospitality to humbug, our ever-increasing quota of ancient superstitions, refurbished and paraded under taking names,—it strikes me that we Americans in particular have need of a quickened faith in the human intellect.

I have left myself now but a short time in which to speak of a third and highly important aspect of Schiller's thinking—his devotion to the idea of humanity. Around the high meaning of that word clusters a large part of what is best in the thought and aspiration of the epoch to which he belonged. The great German thinkers of that time, looking back upon past ages in which the human being had seemed to be always a tribal animal, a sectarian zealot, a neighborhood moralist, had caught the inspiring vision of man's perfectibility as man. Lessing, toward the end of his life, interpreted the process of the ages as the education of mankind thru a progressive, never-ending revelation of the divine. The studies and speculations of Herder led him to compress the meaning of history into the pregnant formula "the training of man for humanity,"—*die Heranbildung der Menschheit zur Humanität.* Schiller wrote his splendid poem, "The Artists," and one of his well known philosophical works, for the purpose of demonstrating the importance of esthetic culture in the general scheme of man's improvement. The thoughts of Goethe were evermore turning upon an ideal of personal culture, to be realized thru the symmetrical development and occupation of all the higher human faculties. What they all cared for and were continually thinking about was *der Mensch, das Reinmenschliche.*

Now let it be fully conceded that this eighteenth century dream of man's perfectibility thru the gradual sloughing off

or transfiguration of those instincts which identify him with the beast is only a dream, and a dream with which a certain order of facts seems to be sadly out of tune. We can not, should not, blink those facts. Man is a fighting animal, doomed to struggle for his existence; and we know that some of his best qualities are developed by the process. Scratch the heir of the ages and you still draw the blood of a long savage ancestry. But is the old dream for that reason futile? Shall we of to-day respond to it only with a condescending smile and a skeptical shake of the head? By no means, say I. Of what use would an ideal be that could be realized the day after to-morrow? The truth is that our race has thus far developed no higher ideal, no worthier incentive to effort, than that of the progress of humanity, as conceived by the great men of the eighteenth century.

It is the custom of certain writers to speak of Schiller and Goethe and Lessing and Herder half-superciliously because of what is called their vague and abstract cosmopolitanism; because they liked to think of themselves as citizens of the world, and were not, in the narrower sense, German patriots. But let us never forget that in the higher sense they were German patriots, because they served their country magnificently in the very best way that was open to them; that is, by creating noble works of literature and philosophy which should serve to feed the idealism of their countrymen to the latest generation. This is better than to have written war-songs or to have offered their bodies for the stopping of an enemy's bullet. They were all lovers of their country, but they believed in the brotherhood of man, and they never identified the love of country with national hate and national vanity.

And shall we? Shall we intrench ourselves in patriotic and racial and religious prejudice and imagine that we are wiser than Goethe and Schiller? Shall we accept the specious maxim,

"our country right or wrong," and thereby confess that our patriotism is nothing better than the tribal instinct of the primitive savage? Shall we put our faith in battleships and armies instead of ideas? Shall we court a giant's strength only that we may use it like a giant in perpetuating the ancient reign of folly? Shall our free democracy have no higher word to utter at the council-board of the nations than "Beware of our guns?" Have we got rid of dynastic and religious wars only to be beguiled by commercial rivalry into the pursuit of the same old fantoms? Shall the merciless exploitation of man by man go on forever?

Let us not lose hope nor become cynical. Yet a little while, in the slow statesmanship of God, and the world shall recover from this present recrudescence of savagery, which carries in itself the seeds of its own destruction. We shall find a better way than the way of slaughter for settling international differences. And when we have emerged into a clearer air, then we shall hark back with renewed enthusiasm to those noble ideals of freedom, reason and humanity, which were as the very bread of life to our well-beloved Schiller.

An die mit großem Beifall aufgenommene Rede schloß sich ein a capella Gesang der Vereinigten Männerchöre, „Sternennacht" von Schulken, eine weitere tadellose Leistung. Es folgte nun eine musikalische Glanz-Nummer, ein Gesangs-Vortrag von Frau Theodor Brentano mit Violin-Obligato, Herr Leopold Menn; Harfen-Obligato, Frau Emma Weast-Bichl, und Orgel-Begleitung, Herr Wilhelm Middelschulte. Die gottbegnadete Sängerin hatte dazu „Ave Maria" von Bach-Gounod gewählt; sie hat es schon öfters gesungen, einmal ganz besonders schön vor mehreren Jahren gelegentlich der Trauung der Tochter eines unserer bekanntesten Deutschen, aber vielleicht noch niemals so herrlich wie gestern während dieser Schiller-Gedenkfeier. Dabei füllte ihre so klangvolle Mezzo-Sopran-Stimme das große Auditorium bis in die letzten Winkel aus und die Sängerin, die ja auch durch ihre äußere Erscheinung außerordentlich gewinnend wirkt, erzielte einen ganz phänomenalen Erfolg. Frau Brentano wurde mit brausendem, nicht endenwollenden Applaus bedacht, der sich nicht eher legen wollte, bis sie sich zu einer Zugabe entschloß. Sie sang „Invocation" von d'Hadelot, eine höchst melodische Komposition. Den Herren Middelschulte und Menn und der Frau Emma Weast-Bichl gebührt für ihre künstlerische Begleitung ebenfalls die größte Anerkennung.

Noch einmal erhoben sich darauf die siebenhundert Sänger von ihren Sitzen und unter Herrn Gustav Ehrhorns Leitung wurde von ihnen mit Orchester- und Orgel-Begleitung „Festgesang an die Künstler" von Felix Mendelsohn Bartholdy in höchst befriedigender Weise gesungen.

Mit der Wiedergabe von „Eine feste Burg ist unser Gott" durch das Metropolitan Orchester und Herrn Wilhelm Middelschulte fand die ganze eindrucksvolle Feier einen würdigen Abschluß.

Montag Nachmittag, den 8. Mai.
Fullerton Hall, Art Institute.

Am Montag Nachmittag fand in Fullerton Hall, Art Institute, eine Akademische Conferenz statt.

Aus einem auf der Bühne angebrachten Palmen-Schmuck grüßte die Theilnehmer die Büste des gefeierten Dichters. Die Versammlung wahrte streng den Charakter, der ihr durch ihren Namen gegeben war, dadurch, daß das Programm nicht nur allgemein Unterhaltendes, sondern rein wissenschaftliche Würdigungen der verschiedenen Bestrebungen und Errungenschaften Schillers aufwies. Den Vorsitz führte Herr Professor Hatfield, der die Conferenz mit der folgenden kurzen Ansprache eröffnete:

Ladies and Gentlemen: It is a token of Schiller's universality that so many and such varied groups of people feel that they have a special right to do him honor. We academic teachers, surely, may say with truth: *"Er war unser!"* We shall not easily forget that Schiller was a university professor, and that, apart from his strictly academic labors, his methods were those of the scholar. Even in the most idealistic of his great creations it was his habit to prepare the ground for literary composition by wide and accurate research which involved the conscientious use of every available source.

It would be unfair, at such a time as this, to be silent upon the subject of the services which American academic teachers have rendered in bringing Schiller home to the youth of our entire country. Perhaps it is not too much to say that nowhere else has the task of the presentation of Schiller, in an educational way, been taken more earnestly, or in a broader spirit. The list of editions of his works for our young people is remarkably creditable and large; the scholars who have entered upon this labor have carried it on with as high a sense of responsibility as though they were establishing for the first time a standard edition of his works. There has been a most creditable rivalry among them to present, in the best and most independent manner, all that can be achieved in the way of purity of text, just historical and literary background, and helpful comment upon the works concerned. Some of the most meritorious of these scholars are with us today. Their work has made

Schiller accessible and attractive to thousands who would otherwise never have come under his influence, and in no inconsiderable degree it has shed entirely new light upon the history and meaning of these classic creations.

I should be unwilling that any American academic gathering should be held without some emphasis of the civic note. Certainly the educators of this country are more earnestly solicitous for its general well-being than for any especial subjects of literary study. In these trying days, may we not hope that our numbers may be able to render some service in helping to bring about a better understanding and more sincere good will among classes which are now suspicious or hostile. As has recently been pointed out, our profession, in its absolute divorce from the accumulation and distribution of wealth, is at least qualified to occupy a middle ground, and to assist in treating burning public questions with clearness and in the spirit of a disinterested search for the abiding truth. If not as active arbiters in these important concerns, we may at least regard it as our high calling to be continually promoting the love of truth for its own sake, and the habit of looking at all questions in the light of their most general relations. In this view, it is an especial pleasure to present as our first speaker one who has not only been prominent in our community for his learning and eloquence, but also conspicuous for long and distinguished service of the public in many of its higher interests—Doctor Emil G. Hirsch.

Schiller und Kant.

Rede von D. Dr. Emil G. Hirsch, Professor an der Universität von Chicago.

Meine Herren und Damen!

Viel später erst als seinen Nachbaren und Nebenbuhlern im Westen ward es dem deutschen Volke vergönnt der Leier, die da „sagt und singt" vom innigsten Sein und Sehnen und Sinnen der in Stämme geteilten Menschheit die Töne zu entlocken, welche weckendes Zeugniß abgeben von des deutschen Herzens und Geistes Ringen und Regen, Ahnen und Träumen, Wollen und Schauen. Ihm, dem der große Reformator und Bibelübersetzer in markiger Schriftsprache das einheitliche Organ für sein Bekennen und Erkennen errungen hatte; ihm, aus dessen Mitte einstens ein Walther von der Vogelweide erstanden war, ward es vom herben Geschicke bestimmt, sich bescheiden zu müssen mit stammelnder, rauher Redeweise, während seine Gelehrten und geistigen Führer einer fremden Erobersprache frohndeten und seine Fürsten der plumpen Art deutscher Schreibweise spotteten, mit wälschem Wesen die eigene Dürftigkeit zu verdecken wähnten. Doch um so reichlicher ward ihm endlich der entschädigende Ersatz. Es leuchteten auf an seines Geistes Firmament der Sterne größte, an Pracht und Wärme die Sonnen anderer Zonen überstrahlend. Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schien von dem Streben beseelt zu sein, die dem deutschen Volke angetane Unbill dadurch wett zu machen, daß es ihm nach so langer Dürre und Dürftigkeit segensreichste Fülle und erquickenden Ueberfluß beschied. Am Himmelszelte wandelten nun Planeten, zu Sternenfamilien

vereint, ihre leuchtenden Bahnen. Die Größen unter diesen zu nennen hieße einen Abriß zeichnen aller geistigen Bestrebungen jener Tage. Unter ihnen flammte auf Lessing, Dichter und Denker, dessen dichterisches Vorausahnen deutete wie das was sein kritisch zersetzender Verstand als faul und morsch entlarvte durch Besseres, Dauernderes und Wahrheitsvolleres ersetzt werden könnte. Herder, Prediger und Pädagoge, der, indem er den einzelnen Völkerstämmen und Völkerarten Stelle und Beruf anwies im großen Getriebe der fortschreitenden Entwicklung der gesammten Menschenfamilie, auch das deutsche Volk sich besinnen hieß auf das ihm Eigne und Eigentümliche und so mit Lessing sein Zeitalter ahnen ließ daß der Zeiten Wechsel und verschlungener Lauf nicht blindes Spiel tastenden Zufalls ist, sondern als ein sich langsam ausreifender und verwirklichender von Ideen geleiteter Plan betrachtet und erfaßt werden muß. Hatte Lessing von der Geschichte als der Erziehung des Menschengeschlechtes geredet, so sprach weniger gedankenklar aber mehr dichterisch-gemütsvoll Herder von den Ideen die im Weltgetriebe und Völkergewühle zur gestaltenden Geltung kommen. Auch ein Kolumbus war erstanden, der mutiger als andere Seefahrer, einen neuen geistigen Weltteil entdeckte. Mit gewaltigen, wuchtigen Hieben zerschnitt er die Bande, die Denken und Schauen bis dahin gehemmt. Hieß er auch den grübelnden Kopf sich bescheiden, indem er die Grenzen menschlichen Erkennens scharf bestimmte, so schaffte er dem Wollen desto reicheren Raum; zerriß er auch die Nebelgespinste anmaßenden Glaubens, so wies er um so feierlicher hin auf das Sittliche, welches allein als selbst bestimmendes doch ewiges Gesetzesgebot dem Menschen Freiheit leihen kann.

An diesen kühnen Zertrümmerer alten Wähnens und Wahnes, an diesen Erbauer eines weiteren lichtvolleren Heiligtums der Menschenwürde, Kant, schließt sich der Sohn des Schwabenlandes, dessen wir heute dankbar und bewundernd

gedenken, als Denker an. Somit war durch gleiches Denken die innere Gleichheit deutschen Seins erwiesen. Der Sohn des kälteren, schärferen Nordens fand Verständniß und Gefolgschaft dort, wo allemanische Art die wärmeren Töne des Gemüts zu entbieten gewohnt war. Als Ergänzer und Ausbauer Kant'scher Lehrmeinungen wird Schiller genannt sogar in den Hörsälen, wo nur die abstrakten Systeme der Zunftphilosophen die heimatliche Berechtigung zu haben scheinen. Wie ohne Spinoza Schillers Höhegenosse Goethe nicht verständlich ist, so bleibt er wiederum ein versiegeltes Buch Allen, welchen von Kants grundlegenden Lehrsätzen keine Kunde geworden ist. Nicht in dem Sinne zwar, als ob in der Zwangsjacke der Schulsprache ein Jeder, der seinen Schiller lesen und würdigen will, erst sich Kant aneignen müsse. Aber Kant hat wie Schiller aus dem Vollen deutschen Geistes geschöpft. Man kann mit Fug und Recht behaupten, Kant sei der deutscheste aller deutschen Philosophen. Als der urdeutscheste der deutschen Dichter mußte Schiller sich zu Kant hingezogen fühlen. Zwar ist Goethe auch grunddeutsch, aber auf eine ganz andere Weise. In ihm erhält sein eignes titanisches Kraftgefühl mit der daraus entfließenden Lebensfreude jubelnden, siegesstolzen Ausdruck. Das Weltgetriebe bleibt dennoch ein unlösbares Räthsel und zwischen dem lebensheiteren Menschenkinde und der scheinbar willenslosen, nach ehrnen, bewußtlosen Gesetzen geleiteten Weltmaschine besteht kein einigendes Band in dem Sinne, als ob des Menschen eigenes Freiheitsgefühl die Berechtigung verleihe, ähnliches — Wollen und Streben — in das Weltengetriebe hineinzudeuten und hineinzudichten. Schon mehr der schauende heitere Genuß als der schaffende, gestaltende, kämpfende Wille steht im Mittelpunkte Goethe'scher Welt- und Lebensweisheit. Man hat es richtig bemerkt, in Goethe regt sich etwas von altem Griechentume, in Schiller dagegen von altem Römerstreben.

Daran tragen zum Teile nur die Verhältnisse die erklärende Schuld. Goethe war von Geburt an der bevorzugte Günstling des parteiischen Geschickes. Er hatte nie „die himmlischen Nächte" kennen gelernt die sich jenem offenbaren, welcher „sein Brod mit Tränen" essen muß. Anders Schiller. Ihn hielten Widerwärtigkeiten aller Art von der Wiege bis zum Grabe in ermüdendem Banne. Bezwangen sie ihn auch nicht, so legten sie ihm aber schwere Frohndienste auf. Er mußte kämpfen und ringen. Er mußte sich auf sich besinnen, aus seinem Innern den Schatz heben, welchen ein feindseliges Geschick ihm von Außen versagte und mißgönnte.

Nun ist das Reich der Innerlichkeit ja dasjenige, worin auch das deutsche Volk so lange sich bescheiden mußte. In dieses Reich hatte auch Kant den Schwerpunkt seiner Botschaft gelegt. Ist es dem Menschen für immer versagt, den Urgrund allen Seins zu erkennen, so spiegelt sich doch die Welt in seinem eignen Geiste, zwar vielleicht nicht wie sie an sich ist, aber so aufgebaut wie nach dem Gesetze menschlichen Denkens sie eben dem Menschen erscheinen muß. Der Mensch ist demnach der Schöpfer des Weltbildes. Die Welt, welche der Menschen Sinnen erfaßt, ist die Gestaltung des Menschen ureigner schöpferischen Tätigkeit. In der Befähigung dieser schöpferischen Tat liegt die Begründung für den Adel und die Würde des Menschen. Geschöpf ist er Schöpfer zugleich. Gebunden ist er dennoch frei. In ihm wirkt, wogt und webet es, von einem höheren Zwecke, einem heil'gen Willen. Er vernimmt den hehren Ruf der unbeugsamen Pflicht und was als Zwang ihm gegenüberzutreten scheint, er der Mensch vermag es zu erfassen als sein ureigenstes Lebenselement und daher wird ihm die Zauberkraft den scheinbaren Zwang zu erkennen und zu betätigen als seine innere, selbstherrliche Freiheit.

Diese Kantischen Gedanken tönen uns aus den Selbstbekenntnissen Schillers kraftvoll und liebreich entgegen. Allerdings in

seiner „Sturm- und Drangperiode" schwebte ihm ein anderes Bild vom Wesen und Wirken der Freiheit vor den Augen. Gedrückt von der Verhältnisse beengendem Zwange, leidend unter dem Machtgebote einer jener kleinlichen Tyrannenseelen, welche damals nur allzu oft von den Trönlein des politisch zerklüfteten Vaterlandes herab ihrer Herrscherlaune und Willkür zügel- und zwecklos alles und alle willfärig zu machen suchten, glaubte auch er in den schäumenden Jahren seines jugendlichen Unmutes, daß Freiheit bedeute Ledigkeit von jeder Rücksicht, Losgelöstsein von allen Banden. Gleich wie den zeitgenössischen Franzosen däuchte ihm die Geschichte ein Verrat zu sein zu Gunsten der Wenigen verbrochen an ewigen Menschenrechten. Mit dem Geschichtlichgewordenen wollte er brechen. Nur in der ungeschichtlichen Natur konnte der Mensch seine Freiheit behaupten oder wiedergewinnen. Der „Räuber," der der Gesellschaft Fehde ansagend, sein eignes, Ich allein zur Richtschnur seines Handelns und Wollens erkor, der die Verpflichtung verneinte, dem Vater und Erzeuger Dank zu zollen, — dieser „Räuber" verwirklichte in sich und seinem Tun die einzig wahre „Freiheit." In diesem trotzigen Weckrufe nach Lösung hemmender Fesseln klingt schon mit, trotz allem was an Unreifem und Unrichtigem dabei unterläuft, das Bewußtsein und die Anerkennung des Wertes und der Würde der menschlichen Persönlichkeit, dieser Grundgedanke auf dem Kant und Schiller ihren stolzen Tempel errichtet haben.

Man kann mit Fug und Recht behaupten, Schiller sei der Sänger der menschlichen Persönlichkeit. Von sich aus erklärt er die Erscheinungen der ihn umgebenden Welt; aus seinem eignen Wertbewußtsein heraus bewertet er alles was Natur und Geschichte gezeugt und gezeitigt hat. Daher eilte er, wie Wilhelm von Humboldt ihm es so schön bemerklich machte, der Natur eigenmächtig entgegen. Er ließ sie nicht auf sich wirken, er schöpfte ihr Bild nicht so sehr aus ihr als er es aus eigner

Kraft aus seinem inneren Besitzschatze schaffte. Die Geschichte war für ihn — wie er selbst sie nannte, — ein Magazin für seine Phantasie.

„Wisset ein erhabner Sinn
„Legt das Große in das Leben,
„Aber sucht es nicht darin"

spricht er sich aus in der Huldigung der Künste.

Dieser Drang nach Persönlichkeit — wenn dieser Ausdruck statthaft ist — durchzittert auch seine Klage über das Dahinschwinden der Götter Griechenlands. Ihm ist eine Welt die nur gesetzmäßig undurchbrochen von den tändelnden Regungen und spielenden Launen freier von Liebe erfüllter, von Haß durchglüter Wesen, ihrer Wege in gleichförmigem Kreislaufe ziehet — eine bedrückende und niederdrückende Vorstellung. Eine farblose, seelenlose Welt erfüllt ihn mit Grauen. Schöner, lichtvoller war es, „als durch die Schöpfung floß da Lebensfülle," und daher beweint er es, daß „Einen zu bereichern unter allen, Mußte diese Götterwelt vergehn."

Diese Naturauffassung steht in greifbarem Widerspruche mit derjenigen, welcher Goethe Worte und Lieder weihet. Sagt Goethe „Schiller predigt das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen." Das Vollbewußtsein des Wertes und der Würde des Menschen als einer sittlichen Persönlichkeit, läßt Schiller, gleich wie Kant, aller Hemmnisse spotten, aller Schranken Macht bezweifeln. „Der Menschenheit große Gegenstände" einer, war ihm immer die Freiheit, deren Sinn nach dem wilden Proteste seiner Jugendjahre ihm offenkundig geworden war als innere sittliche Selbstständigkeit und Selbstbestimmung und inneren Einklang mit den, dem Menschen als Menschen gegebenen, im Inneren sich offenbarenden, von keinen äußeren Gründen geregelten Gesetzen.

Dieser erhebenden Ueberzeugung leiht er klangvollen begeisterten und begeisternden Ausdruck in „den drei Worten des Glaubens."

„Drei Worte nenn ich euch, inhaltschwer,
Sie gehn von Mund zu Munde
Doch stammen sie nicht von außen her
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt Euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

Hier spricht zu uns der Schüler des großen Königsberger Denkers. Der Fortschrttt von den Nebelbildern, welche gaukelnd ihm vorschwebten, als er die Räuber dichtete, ist augenfällig. Das was der Pöbel Freiheit benamst, erfüllt ihn mit Grauen. Sclaven die ihre Ketten zersprengt, sind selbst kettenlos doch Sclaven. Ihr blindes Wüten lehrt ihn fragen:

„Majestät der Menschennatur! Die soll ich beim Haufen
Suchen! Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt!"

Schiller hätte wenig Lust an dem heutigen Heerdenfetischismus, der ja auch Nietzsche so pracht- und machtvoll in den Harnisch gebracht hat.

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus."

An dem Gezänke, das durch die Jetztzeit geht, und dem, was man oft als Freiheit erzwingen will, hätte er kein Gefallen. Sein Begleitgedicht für seinen Wilhelm Tell beweist dies zur Genüge.

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen."

Wie dem Einzelnen aber, so spricht er euch dem Volksganzen eine innerliche Freiheit zu, bestehend in einem naturwüchsigen, sittlichen Volksleben. Nur wo und wann dieses unter fremdem Joche zu ersticken droht, als letzte Wehr zur Selbsterhaltung, soll man das Schwert aus der Scheide ziehen.

„Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst."

— — — — — — — — — — —

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

Aus ähnlichen Ueberzeugungen heraus klingt sein Mahnruf, daß nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles einsetzen will für ihre Ehre.

Aus demselben Grunde soll der Einzelne ans teure Vaterland sich anschließen, denn in ihm wurzelt auch sein inneres Sein.

Die zwei übrigen „Worte des Glaubens" sind ebenfalls der Widerhall Kant'scher Grundanschauungen.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall
Der Mann kann sie üben im Leben
Und sollt' er auch straucheln überall
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Doch bereits im zweiten Worte, dem von der Tugend, tritt eine bezeichnende Verschiedenheit gleichsam in der Schattirung zu Tage. Kant legt den Nachdruck auf „Du sollst," des kategorischen Imperativs. Schiller betont das Können des Menschen. Noch unter dem Eindrucke orthodoxen Dogmas, welches die Menschennatur als verderbt verdammt und ihm die Fähigkeit zur Tugend abspricht stehend, hatte auch Kant dem Menschen Widerwillen gegen Pflicht angedichtet und Neigung, Lust zu und an der Pflichtübung als der Tugend widersprechend verpönt. Nur ohne begleitende Neigung konnte Tugend sich äußern. Dieses Dogma konnte Schiller um so weniger annehmen, als er Dichter war. Einklang von Neigung und Tugend, die freudenvolle Stimmung, welche dem Bewußtsein das Rechte, Gute und Wahre gewollt und angestrebt zu haben entfließet, däuchte Schiller begründet und berechtigt zu sein in der inneren Einheit der menschlichen Natur. Ihm ist die schöne Seele das höhere gegen den bloßen pflichtmäßigen Willen. In ihr versichert sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen so vollständig, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu und Zaudern überlassen darf.

Auf Kant's finstere Tugendlehre zielt Schillers „geflügeltes" Distichon „Gern diene ich den Freunden, doch tue ich es leider mit Neigung. Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendsam bin."

In der Schönheit überhaupt erblickt Schiller die Verwirklichung der im Inneren empfundenen Freiheit. Im Reiche des Schönen kommt der tobende Kampf zum friedvollen Austrage. Im Schönen liegt und erblüt die wahre Versöhnung. Im Spiele mit der Schönheit verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung, als der der Vernunft, beide kommen in Einklang: das sinnliche sowie das sittliche, das körperliche sowie das geistige kommen zur richtigen Geltung, der Mensch ist ganz Mensch; ihm wird die Freiheit der ästhetischen Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich tätig sind. Sinnliches Begehren und sittliches Wollen sind ja nur Hälften des wahren Menschen. Die Kunst hebt den Widerstreit dieser beiden Hälften und Halbheiten auf. In ihr und durch sie wird der Kampf der Neigung mit der Pflicht gelöst. In der Kunst tritt das Erhabene zu Tage. Es erweckt in uns das tiefere Bewußtsein unserer eignen Erhabenheit, unserer sittlichen Natur. „Die Selbstständigkeit des Geistes im Leiden" ist nach Schiller der Gegenstand des Erhabenen, sei es, daß es uns näher bringt ein Gefühl der Unmacht und uns so zwingt uns in Geduld zu fassen, oder daß es uns veranlaßt unserer Uebermacht über Verhältnisse und Verhängnisse irgend welcher Art zu gedenken.

Im Schönen betont Schiller die Harmonie von Geist und Natur. Der Mensch ist ein Ganzes. Allgemeine Idee und Individuelles durchdringen einander beständig. Diese Grundanschauungen leiten den Dichter in der Gestaltung seiner Bühnenhelden; daß der Mensch trotz allem und allem seines Glückes Schmied ist, ist die leitende immer durchdringende Idee seiner Schauspiele. Nur im Einklange mit seiner Bestimmung zur sittlichen Freiheit kann der einzelne wie die Völker sich selber

behaupten. Sonst droht Untergang. Denn, wie er es Tell in den Mund legt, „Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen."

Als Geschichtsforscher, wie als Dramatiker, schwebte es Schiller wie kaum einem anderen klar vor Augen, daß die „Weltgeschichte das Weltgericht ist." Man mag über die Pragmatiker unter den Geschichtsschreibern nach Herzenslust spotten und auch wegwerfend Schiller ihnen zuzählen, ich glaube, Notizenkram noch so gelehrter Art wird schließlich der Menschheit weit weniger nützen als Schillers Bestreben den Zeiten das Geheimnis ihrer ewigen Bedeutung im Leben der sich nach höherem Plane entwickelnden Menschengemeinde abzulauschen. Es mag ihm nicht gelungen sein mathematisch es zu beweisen, daß nach einem ewigen sittlichen Gesetze eine Weltordnung sich regelnd und zügelnd und bestimmend offenbaret im Gewühle und Kampfe menschlicher Leidenschaft; dennoch, wie im Innern des Menschen, so tönt es durch die Jahrhunderte:

„Ein heil'ger Wille lebt."

Geschichte bedeutet eben mehr als Geschichten. Diese seien gerne den Herren Mikrologen überlassen; jene verlangt die Hingabe und die Begeisterung des denkenden Dichters sowie des dichtenden Denkers. Schiller war beides, Denker und Dichter.

Von ihm gielt was er so schön im Liede ausgesprochen hat:

Von den Lebensgütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch
Ist der Leib in Staub zerfallen
Lebt der große Name noch.

Ihm folgte Herr Prof. W. H. Carruth von der Staats-Universität von Kansas. Er sagte:

In chapter 19 of his latest book, *Die Lebenswunder,** Professor Ernst Haeckel, devotes several pages to contrasting the philosophic position of Goethe and Schiller. Not content with the familiar characterization of them as realist and idealist, Professor Haeckel sets them over against each other as monist and dualist. Of Goethe he says:

"In the *History of Creation* I pointed out how great an influence these morphological studies, together with this idea of evolution, had on the realism of his philosophy. They led him direct to monism and to an admiration of Spinoza's monistic pantheism. Schiller had neither great interest nor clear insight for these studies. His idealistic philosophy disposed him rather to Kant's dualistic metaphysics and to an acceptance of the three central mysteries—God, soul, freedom."

And again, on the following page: "It is wrong to conclude from isolated quotations from Goethe that he occasionally betrayed the dualism of Schiller in his opinions. * * * When recent high-placed orators declare at Berlin that Goethe saved the high ideals of God, freedom and immortality, like Schiller, * * * they only show how little they have grasped the profound antithesis of the views of the two poets."

As between Goethe and Schiller the remainder of the context shows that Haeckel is chiefly impressed with the contrast along the lines of realism and idealism. He begins his comment with the remark:

*Stuttgart, 1904; English translation, New York, 1904.

"In view of the great influence that Schiller's idealism has had in the spread of Kant's practical moral philosophy, we may for a moment consider it in contrast with the realistic views of Goethe."

And again: "The philosophic antithesis which we thus find in the biological foundations of the views of Goethe and Schiller represents to an extent the Janus face that the philosophic genius of the German people bears to our own day. Goethe, the realist, penetrated deep into the empirical study of the material world, and sought, with Spinoza, to establish the unity of the Universe. Schiller, the idealist, lives rather in the spirit-world, and seeks, with Kant, to utilize its ethical ideals—God, freedom and immortality—for the education of the human race. * * * Goethe wrought the ideal in his practical life, Kant discovered it, Schiller proclaimed it to be the fittest aim of the future."

These quotations will suffice to show that realism and idealism, to Haeckel's mind, if not identified with monism and dualism, are at least inseparably associated with them. Indeed he says (p. 91): "As realism generally coincides with monism, so idealism is usually identical with dualism." Now of philosophical idealism, as represented by Plato, this may be true. But I am not so sure that Schiller was an idealist in this sense. It is quite certain that Haeckel uses the word, at times, in the sense of a worshipper of ideals, though he attempts to distinguish such a one as a practical idealist. Goethe, he says, was a practical idealist. This is probably true. We are nearly all so. But Schiller was a practical idealist in a most pronounced degree. And practical idealism is by no means identical with dualism.

Let us be clear as to what Haeckel means by dualism.

It is "the assumption of two totally distinct principles in the universe, as God and the world, mind and matter," and so on. Whereas "monism traces all the phenomena in the world to one single, common principle."

It seems to me that the weakness of Professor Haeckel's method lies in ignoring the history of these two positions, ignoring the fact that these two views have been held as a rule partially, and that one has gradually displaced the other. The primitive man faced a world full of seeming contradictions. Not two principles, but a thousand, governed his world. He was not simply a dualist, but a heterist. Gradually order appeared out of chaos. It was a great gain when the opposing principles had been reduced to two. An instinct, which I defy Professor Haeckel with his hylozoism to interpret, has forced the human mind to seek for harmony in the seeming confusion. When a broken arc of the circle was revealed he guessed at the rest. That was the beginning of monism, the belief in a unitary universe. In religion it is called faith.

But the structure of monism is not yet complete. All philosophers are practically more or less dualistic. The contradictions of philosophic systems and the conflicts of life face us on every hand. There are no two such totally distinct principles in the universe as the zealous monist Haeckel would have us believe in his sharp distinction of monism and dualism. It is not altogether in jest that I say: In this very contrast Professor Haeckel shows himself a practical dualist.

It may be that we are too easiy led into the contrasting of Goethe and Schiller. It is another manifestation of a dualistic tendency. They do, indeed, seem to have been different. But they themselves found the difference less than they supposed. And we need not pry them further

apart. It may be that Goethe saw a little further behind the veil of Nature's mysteries than Schiller. But I am quite sure it is unjust to label them with words which imply that Goethe had complete faith in the divine harmony of the Universe, but that Schiller's eyes were never opened to the vision of a world at one with itself. I offer a few passages from his writings, in evidence to the contrary.

From the essay Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen Natur (Thesis, 1780):

"The thought of God, who pervades the realms of death as well as the rest of the universe, the harmony of one's past life and the anticipations of an eternal happy future, shed a full light over all the soul's conceptions."

From the Theosophie des Julius (1783-7):

"The universe is a thought of God. After this ideal spiritual image entered the realm of actuality and the created world fulfilled the plan of its Creator, it becomes the function of all thinking beings to find again in this present whole the original sketch (the image of God)."

A letter (Jonas, No. 65, April 14th, 1873):

"As I look at it, God loves neither the seraph nor the worm that unconsciously praises Him. He sees Himself, His great and infinite Self, scattered throughout infinite Nature. * * * In this universal sum of all forces he instantly estimates himself. He sees his own image reflected as from a mirror in the entire economy of creation, and loves himself in this portrait, the thing signified in the sign. Again he finds in every individual creature (more or less) portions of his own being. To express this figuratively: just as a Leibnitzian 'soul' has

perhaps a single line or trait of the divinity, thus the soul of the mimosa has from him only one simple point —the power to feel, while the highest intelligent spirit next to God * * * but you understand me."

From the Theosophie des Julius:

"All the perfections of the Universe are united in God. God and Nature are two quantities that are precisely equal. The entire sum of harmonious activity which exists, combined in the divine substance, appears subdivided in innumerable degrees and quantities and stages in Nature, the reflection (Abbild) of this divine substance. Nature is God infinitely subdivided. As in a prism a beam of white light is split up into seven darker beams, so the divine Ego has split itself up into numberless feeling substances. And as seven darker rays may combine again into one clear beam, so from the reunion of all these substances a divine being would emerge."

From the Philosophische Briefe (1786):

"What ground have we to affirm the beginning and deny the end? They say that the annihilation of thinking beings is inconsistent with infinite goodness. But did this infinite goodness originate only with the creation of the world? If there was a period when there were no spirits, was then infinite goodness throughout a whole preceding eternity inactive? If the structure of the Universe is a perfection of the Creator, did he then lack one perfection before the creation of the world? But such an assumption contradicts the idea of a perfect God, and hence there was no creation. Whither have I strayed? Terrible error of my conclusions! I surrender the Creator as soon as I believe in a God. What need have I of a God if I can get along without a Creator?"

From the inaugural address, Wie, und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte (1789):

"When the philosophical reason comes to its (religion's) aid, its authorization lying in the uniformity and unchangeable simplicity of the laws of Nature and of the human soul, which unity is the cause for the remotest events of antiquity recurring in the most modern times under the concurrence of similar outward conditions."

From Don Karlos (1783-6):

"In order not to mar the charming vision
Of freedom of the individual will,
He chooses to permit the frightful hosts
Of evil this his world to devastate.
The artist we see not; he hides himself
Discreetly behind law unchangeable."

From Die Künstler (1789):

The more the artist charms, the more the thinker knows.
The more the shapes in intellectual joy,
Linked by the Genii which your spells employ,
The more the thought with the emotion blends,
The more upbuoyed by both the soul ascends
To loftier harmonies and heavenly things,
And tracks the stream of beauty to its springs.
The lovely members of the mighty whole,
Till then confused and shapeless to his soul,
Distinct and glorious grow upon his sight,
The fair enigmas brighten out of night;
More rich the Universe his thoughts enclose—
More wide the ocean with whose wave he flows;
The wrath of fate grows feebler to his fears,
As from God's scheme Chance wanes and disappears;
And as each straining impulse soars above,
How his pride lessens, how augments his love.

—(Transl. by Bulwer-Lytton.)

From the Essay Vom Erhabenen (1793):

"But because the pure (intelligent) will must always coincide with the will of the divinity, the case can never arise that we should, from pure reason, set our will against the will of the divinity. * * * Our reason reveres in the divinity nothing but its holiness, and fears nothing from it but its disapprobation—and even this only inasmuch as the reason recognizes its own laws in the divine reason."

From Der Abfall der Niederlande (1788):

"The history of the world is consistent, like the laws of Nature, and simple as the soul of man."

From Das Ideal und das Leben (1795):

"But fly the boundary of the senses,—live
The ideal life free thought can give;
And lo! the gulf shall vanish, and the chill
Of the soul's impotent despair be gone!
And with divinity thou sharest the throne,
If but divinity become thy will!
Scorn not the law; permit its iron band
The sense (it cannot chain the soul) to thrall.
Let man no more the will of Jove withstand,
And Jove the bolt lets fall."

—(Transl. by Bulwer-Lytton.)

From Die Worte des Glaubens (1797):

"And high over space, over time, is a God,
And a will never swaying, like man's, to and fro;
A thought that abides, though unseen the abode,
Inweaving with life its creations below;
Changing and shifting is all we inherit,
But changeless through all One Immutable Spirit."

—(Transl. by Bulwer-Lytton.)

Distich, Das Höchste.

"Seekest thou the highest and greatest? The plant can teach thee it well: What it becomes without will, be thou the same through thy will."

I believe that these quotations are sufficient to demonstrate that Schiller was not a dualist in the sense of Haeckel's own definition—that he did not believe in two totally distinct principles in the Universe, but saw, in part, and believed, in part, in a harmonious cosmos.

I think it is possible to see that Haeckel's disapproval of Schiller's philosophy centers in *Die Worte des Glaubens,* the poetical evangel of Kant's practical reason. For Haeckel returns again and again to the declaration that this "trinity of unreason": God, free will and immortality, are the essence of dualism and utterly irreconcilable with a monistic philosophy.

I venture to be of a different opinion, and to think rather that these three beliefs or hypotheses or dogmas, as you choose to call them, are expressions of the groping of the human soul after a unitary conception of the seemingly dualistic universe. We do not *know* a monistic universe. There are gaps in our knowledge. We know nothing of the beginning or the end, and we know not *how* we know and are. We fill up these gaps with theories and hypotheses. Science and philosophy postulate substance and ether and atoms. Religion postulates a ruling intelligence, conscious choice and eternal identity. God and immortality have often indeed been so conceived as to conflict with known facts and laws. So have atoms and molecules. Such conceptions must be modified or given up. But the human mind returns irresistibly to the attempt to find unity and harmony in the universe of which it is a part. So long as science sets up such an inconceivable and logically absurd

postulate as that of a continuous, imponderable, incompressible, frictionless ether, out of which are condensed separate, ponderable atoms, as the best it can do to explain substance, let not science scoff at the primary postulates of Schiller's religion: God, free will and immortality. But rather, let religion and science recognize in their several strivings only different forms of one and the same longing, to establish despite the practical dualism of finite life—a dualism quite as evident in Professor Haeckel's own vehement dissatisfaction with things-as-they-are as in Schiller's practical idealism—to establish amid the transient and impermanent a strong faith in the harmony of the universe—"One God, one law, one element, and one far-off, divine event, toward which the whole creation moves."

Ihm schloß sich Herr Prof. J. S. Nollen von der Staats-Universität von Indiana an mit folgender Rede:

I. Criticism.

The most striking thing about American criticism of Schiller's poems is its scarcity. It would seem as if the moral earnestness of Schiller and the didactic character of his verse must have appealed with peculiar force to the American mind, at any rate during the first half of the nineteenth century; it is surprising, therefore, to find comparatively little attention paid to Schiller's poetry in this country.

And yet America cannot be said to have lagged behind England in expressing a sympathetic interest in Schiller's minor poems; for two years before Carlyle published his enthusiastic "Life of Friedrich Schiller"—with an enthusiasm that cooled perceptibly during the six years intervening between the "Life" and the Essay on Schiller in Frazer's Magazine—as early as 1823 two American authors of note paid their homage to Schiller's poetic genius. The first of these was Alexander H. Everett, who published a review of Döring's biography of Schiller, under the title "The Life and Art of Schiller," in the North American Review for April, 1823 (reprinted in his "Critical and Miscellaneous Essays," 1st series, Boston, 1845, p. 102-138). Everett gives but little space to the poems, though he states that they are "amongst the most highly finished and exquisite productions of the kind to be found in any language." He continues: "The singular variety in the subjects and tones of them shows the extraordinary versatility of the author's genius. It would be difficult to point out a more animated serious lyric poem, than the Ode to Pleasure. The ballads, for example, the Diver and Fridolin, are written with the most

charming felicity of style. The Bell is quite an original poem, wrought up and finished with extraordinary power and beauty in a few hundred lines. If a speculating bard of the present day had hit upon such a subject, he would have rung at least a dozen changes upon it through as many cantos. There are even two or three very pleasing specimens of the comic style, for which, however, Schiller had in general but little taste. All these poems are known by heart through the whole educated portion of the German nation, and if their author had never written anything else, would have given him a lasting rank among the greatest poets that have ever lived." After this high praise, it is surprising to find *Der Spaziergang* treated with scant courtesy: "One of the least attractive to us of the minor poems, is the Walk, an Elegy, which the author himself mentions . . . as among the very best of all his productions. The versification of this piece is imitated from the antique Hexameter and Pentameter, which to our taste has but little charm for the ear, even in German, where it succeeds better than in other modern languages."

In October, 1823, the North American Review printed an elaborate study of Schiller's poems ("Friedrich von Schillers Gedichte.—Schiller's Minor Poems") by George Bancroft, who had just published his own Poems, and interspersed his critical remarks in this review with a series of translations from Schiller. The tone of the article is distinctly eulogistic, as appears from its opening: "The genius of Schiller never appears more pleasing or more admirable, than in his minor poems. While the enthusiasm of his own character is very happily expressed in them, and the reflections of a vigorous and well educated mind are joined to the most various kinds of poetic invention, his language is uniformly pure and his style exquisitely finished. We have the elevated sentiments of a poet, conveyed with careful elegance in the most beautiful

measures of which the copious German dialect admits, and his pieces are uniformly remarkable for the charm of their numbers and diction. In poetry so much depends on the choice of words, that this alone would ensure him a high reputation. But it is the least praise of Schiller. He is no less distinguished for his genius and the purity of his taste, than for the perfection of his style." Bancroft distinguishes between the poet's youth and his maturity, but does not attempt a study of Schiller's development; for example, *Die Götter Griechenlands* is grouped with the late ballads on classical themes, on the basis of subject matter. Bancroft judges Schiller's "first period" rightly enough: "In the early part of his career, his works were the productions of a mind, which seemed always in a state of excitement. They possess all the vehemence of passionate description, but in his moral speculations there is nothing of the tranquillity which belongs to a mind already conversant with those subjects. They give proof of a constant fever of imagination, of restlessness and anxiety in their author. These first fruits of his genius are rather to be taken as early indications of his extraordinary powers, than as finished specimens of them." But Bancroft evidently had no knowledge of the *Anthologie,* else he would doubtless have modified somewhat the following words: "But even while his mind was in this unsettled state, Schiller never inclined to the demoralizing principles, which distinguished many of his poetical contemporaries. He was naturally enthusiastic and noble; he believed in virtue and the excellence of human nature, and had an abhorrence of that skepticism which represents disinterestedness as nowhere existing. He preserves the purest character throughout all his writings, and although one or two small pieces have some allusions which are not altogether free from coarseness, he is never licentious; and all his works show him to have been full of reverence for the sanctity of religion

and the domestic affections." The critic's own attitude expresses itself in passing strictures upon Wieland and Voltaire*, and in these words: "There is no lasting poetical fame, except where the eloquence of virtue is united to the inspiration of poetry; and it is hardly less pleasing in point of morals than of good taste to find that, while most of the corrupting writers of his time are forgotten, Schiller is becoming more and more popular; and is hardly less admired at Milan and at Paris, than at Berlin and Weimar."

The inevitable comparison between Goethe and Schiller takes an odd turn in Bancroft's article. It seems as if the critic were here speaking rather from a misapprehension of the judgment of others than from his own investigation; and the result is that with some truth we have more error, and the impression is given that Schiller's genius is essentially lyric and Goethe's dramatic: "The character and feelings of Schiller as an individual appear throughout his poetry. Every sentiment seems to derive its peculiar cast from his own mind, just as certain plants take the color of their leaves from the soil in which they grow. In this he differs remarkably from the poet, who disputes with him the admiration of his country. Goethe reflects in his poems the feelings of others; Schiller felt deeply himself, and knew how to embody his feelings in verse. In whatever age or country Goethe places his invention, he instantly adapts himself to its manners and tone; Schiller always preserves under all changes of scene the peculiar characteristics of his own mind. The person of Goethe is never seen through his verse; that of Schiller presents itself constantly. It is the German poet in Spain, in Switzerland, in France; seizing on all opportunities of paying tribute to excellence,

*Three years later, A. H. Everett (North American Review, XXIII, 424) compares Schiller, much to his advantage, with Goethe and Wieland, on the ground of his pure morality and elevated tone of thought and feeling.

truth, and liberty. We may learn from Goethe what the world is; but Schiller teaches us what it should be."

Bancroft is nearer the truth, even if superficial, in his characterization of Schiller's elegiac and philosophic poems: "To his national feelings, Schiller unites a tinge of melancholy. He was fond of philosophy, and, though he never pursued those studies with method, he was accustomed to speculate boldly on the duties and destiny of man. He seems to have had in his own mind an image of moral and mental greatness, and he strove to realize that image in the world. He was of course disappointed; but, far from abusing his fellow men for their want of the virtues which he believed essential to the dignity of our nature, he looks forward the more earnestly for better days." Bancroft has a far higher opinion than Everett of the "elegy" *Der Spaziergang,* and he even makes the too hasty generalization from this poem that Schiller was "a nature poet of the higher kind" (higher than the descriptive poets), "regarding her as a companion that suited the pensive character of his mind and encouraged in him his favorite reflections." As a matter of fact, sympathetic companionship with nature is not at all characteristic of Schiller.

Bancroft finds that Schiller is "much more successful in imitating the tone of the ancients in some of his smaller poems" than in *Die Braut von Messina;* but he does not explain wherein he finds the "antique" nature of *Kassandra, Das Siegesfest, Das Eleusische Fest, Die Götter Griechenlands,* and *Klage der Ceres,* as does Carlyle in his Essay with reference to the ballads; it is interesting to note that *Die Klage der Ceres* is called "less celebrated" than *Das Siegesfest. Das Lied von der Glocke* meets with Bancroft's high approval for its originality of subject and because it "addresses itself to all that is gentle and good in our natures; it is rapid, eloquent, and beautiful; it is finished with consummate care, and its measure, varying

with the sentiment, is always harmonious and expressive." "The ballads of Schiller," says Bancroft, "are more pleasing than those of Bürger and Goethe. They are almost always of a cheerful character; but where they are sad they have the sadness of sentiment and not of horrors." As an example, Bancroft selects for translation the highly moral *Gang nach dem Eisenhammer,* "the simplest in point of story and manner."

Schiller's personal and domestic virtues and his homage to woman strike a responsive chord in Bancroft's soul: "Throughout the poetry of Schiller the chaste and delicate character of his mind is apparent. He was fond of purity and virtue, of studious retirement and domestic happiness. He has several little pieces, in which he elegantly expresses his admiration of woman, and his female characters are often invented with peculiar felicity." *Das Mädchen aus der Fremde* (whose symbolism seems to baffle Bancroft), *Thekla. Eine Geisterstimme,* and *Des Mädchens Klage* are mentioned as "beautiful specimens of his manner in this department of poetry," and *Würde der Frauen,* "a favorite with all lovers of the German muse," is singled out for translation. And Bancroft notes in conclusion that Schiller gained the reward due to the purity and chivalry of his nature: "Schiller was happy in private life, and he deserved to be so. He gained also that which to the poet is more desirable than private ease; he gained that which is the best inspiration of the bard, and the best reward of bravery,—that which made Hector valiant, and the Lacedemonians temperate,—that which best encourages eloquence and excites to mental labor,—the Praise of Woman. He is the great favorite of his fair countrywomen. To them he seems to appeal with a modest confidence in his own merit and the purity of his works."

Eleven years after these articles by Everett and Bancroft, Rev. Frederic H. Hedge, who many years later became Pro-

fessor of German Language in Harvard College, published in The Christian Examiner for July, 1834, a review of Carlyle's "Life of Schiller" in an American reprint. Hedge's brief remarks on Schiller's lyric poetry are discriminating and critical—more in the tone of Carlyle's Essay of 1831 than of this "Life." Indeed, Hedge gives Schiller even a lower place than the impartial judgment of later criticism has done: "As a lyric poet, Schiller occupies a high, though by no means the highest rank among the poets of his country. We must place Goethe, Uhland, and Schlegel, if not Körner, Stolberg, and several others, above him. Among his lyric production, the ballads are, on the whole, the most successful. These were written in a spirit of friendly rivalry with Goethe, and will bear a comparison with the best works of the kind in Germany, or in any country. The Song of the Bell is enough to confer immortality on any man, and The Walk possesses, perhaps, more of the spirit of poesy than anything else that Schiller has produced. But the greater part of his minor poems do not, it seems to us, do justice to his genius, nor sustain the reputation acquired by his dramatic labors. Some of them, as the *Ideale,* for instance, like Byron's poems, betray more of personal feeling and individual purpose, than is consistent with true poetry." (Here Hedge is following the oft-quoted criticism of Schiller himself on this poem.) "Others want the genuine lyric character,—that perfect, but light embodying of a single idea, exhibiting only its poetic features linked together by an almost imperceptible train of suggestions,—that capacity for satisfying without exhausting each point, which should distinguish this species of composition, and for which, among English poets, Burns and Wordsworth are so remarkable. The proper qualifications of a lyric poet,—the mobility and universality of feeling,—the poet's ready sympathy with every thought or image, which the fancy may

suggest,—these were possessed by Schiller in a very imperfect degree. He was deficient in *poetic feeling,* a quality more essential in fugitive poetry, than in productions of a graver cast. Here was Schiller's great defect; and it is a defect, which, in the final judgment of the world, will prevent him, we think, from occupying the station which he now holds in the rank of poets." Hedge adds two translations from Schiller, of *Der Pilger* and *Ritter Toggenburg,* evidently as illustrations of Schiller's most truly "lyric" work. The review of the American reprint of Carlyle's "Life of Schiller," by G. H. Culvert, in The North American Review for July, 1834, contains no criticism of the poems, aside from a brief quotation from Carlyle.

In the year 1837, there appeared simultaneously two American translations of *Das Lied von der Glocke,* by a young clergyman, Rev. John S. Dwight, who also translated a large number of Schiller's other poems, and by the President of the Boston Academy of Music, Samuel Atkins Eliot. Rev. N. L. Frothingham, himself a Schiller translator, contributed a review of these translations to The Christian Examiner (Vol. XXII, p. 235-45), with the following rather obvious appreciation: "The extraordinary success of this composition of Schiller is owing, we think, to its affecting pictures of human life. It appeals to feelings that are universal. It describes with distinctness and fervor the stages of our being, and the vicissitudes of mortal things. Its scenes glow. Its figures are alive. The whole is filled with a strong dramatic interest." Frothingham gives both Eliot's and Dwight's translations, "the one calm, studious, restrained, the other giving free scope to all the impulses of the scene described," a decided preference over the English translations of Gower and Sotheby.

In 1839, John S. Dwight's "Select Minor Poems from the German of Goethe and Schiller" appeared in Ripley's "Speci-

mens of Foreign Standard Literature." An anonymous review of this collection appeared in The Boston Quarterly (Vol. II, p. 189-205). The reviewer attempts to scintillate more than he succeeds in convincing. He has a ready-made theory of the genius of Germany that is not altogether new: "The German song . . . is filled rather with profound sentiments than profound thoughts. Yet sometimes vast meaning is condensed in a few words. It is complicated, allusive, full of dark hints, 'nods and becks and wreathed smiles.' . . . The German song is a cloud. You cannot define its shape. By looking at one phase, you can learn nothing of the next, for one side may be dark, and the other all covered with rainbow light. It is in a perpetual change, and often 'overflows with terrible beauty.' Like the cloud that Hamlet gazed on, it takes all the forms of the observer's fancy. This vagueness is peculiar to the songs of the Germans, and this people have a prescriptive right to be shadowy,—for the legend says, with deep truth, that while the French had the land, and the English the sea, the Germans had the clouds, for their inheritance. But there is a simple freshness in German poetry, especially in lyric composition. There is no imitation of hackneyed models; no 'troubling of the mind' of Goethe and Schiller towards Orpheus and Petrarch, or any of the canonized oracles of song. A Teutonic spirit clothes itself in its own Teutonic dress." There is not much profundity in the reviewer's comparison between Goethe and Schiller: "Schiller was an antipode to Goethe. He was full of lofty aspirations. He was less a poet than his illustrious rival, but we fancy he was more a man. But it is needless to speak of his character or merits, while Carlyle's life of him is before the public." There is more sense in the concluding words of the article on this subject: "Schiller will, perhaps, please at the first reading, more extensively than Goethe. Some will

always prefer him. His genius took a loftier flight than Goethe's. But its excursions were not so wide. Goethe was a broad, Schiller a high man. But perhaps the true poetical reader will finally prefer the exquisite delicacy and consummate skill of the latter (i. e., Goethe), to the warm love and lofty aspirations of the former." The criticism of the poems is slight enough; here is the substance of it: "Schiller's pieces are good expressions of the aspirings of the human soul. We are never satisfied with what is attained. On Mount Carmel we sigh after Zion; on Zion we languish for Eden; and when that is reached, we aspire to Heaven. Thus, an ideal, when realized, becomes the foundation of other ideals, still higher and more beautiful; as fast as our dreams become life, they send up other dreams, that haunt us like a passion. This feeling of dissatisfaction, so common in Schiller,—and so rare in Goethe,—expresses itself in the 'Pilgrims.'" Aside from *Der Pilger,* the poems quoted are *Nadowessische Totenklage* and *Licht und Wärme; Das Lied von der Glocke, Der Spaziergang, Die Ideale, Hero und Leander* are merely mentioned; but a detailed analysis is given of *Die Künstler*—"a work which displays the profoundness of Schiller's mind better than any other single piece he has produced."

There is not much criticism to be gleaned from Karl Follen's "Life of Schiller" (in "The Works of Charles Follen," Boston, 1841, Vol. IV, p. 5-43). The story of the boy's supposed lyric effusion on the day of his confirmation is told at length; the general remarks about Schiller's early poems betray no independent judgment with regard to them. *Die Götter Griechenlands* and *Die Künstler* are merely mentioned, and of the later poems only the *Xenien* are superficially touched upon.

In 1850 a new translation of *Das Lied von der Glocke* was published by Rev. W. H. Furness of Philadelphia. An anony-

mous review of this translation appeared in The Knickerbocker (Vol. 37, p. 357-60), in which the older American translations of Eliot and Dwight are placed above Bulwer's, and the new translation by Furness, which attempts to preserve the "female rhyme" of the original, as well as to reproduce the German text "line for line, accent for accent," as Eliot's had done, is pronounced as successful as an attempt at the impossible can be. The reviewer finds the German original characterized by "the musical flow and rhythmical melody which reveal to us in Schiller the polished artist, as well as the fervid poet." Dwight's translation, he thinks, "may already claim to be a classic work"; and he testifies that Dwight's other translations had made the "Diver" and "Ritter Toggenburg" as household words, "at a period when 'Childe Harold,' and 'Christabel,' the 'Excursion' and 'Thanatopsis' were all unknown."

In October, 1856, a long anonymous article on Schiller appeared in The Crayon (Vol. III, Part x); it may be surmised that its author was the editor of this art journal, J. Durand (whose former associate, W. J. Stillman, had withdrawn from the editorship in June of this year). The purpose of the article is frankly stated: the author has "set his soul upon making a beauteous soul like Schiller's more popular with our ladies, our artists, our scholars, our ministers, our thinkers, in our schools and lyceums"; and he continues, with a zeal not according to knowledge: "We cannot help thinking that the world is full of cold, calculating, despotic brain fever. Full of would-be Goethes. The age, the fine arts, the literature, the religion, the humanity of the age—yearn for some wholesome movement of the heart. The advent of the would-be Schillers we shall hail with hosannas of delight; Goethe standing more in relation to the world as it is, and Schiller more to the world as it should be, it is perfectly natural that Goethe should be appreciated first and Schiller last." With reference to study

in schools and ladies' German clubs, the author adds that "hitherto Goethe was too much the all-omnipotent idol. Not that Goethe, because he was less pure and humane than Schiller, should be read less; only that Schiller, because he was more pure and humane than Goethe, should be read more. . . . The age requires Schillers more than Goethes. . . . The one follows the impulses of his brains, and philosophizes about Heaven and Earth; the other does the will of his Heavenly Father, and loveth Heaven and Earth. . . . Schiller possessed a rare supremacy of spiritual nature, or moral element; with him the heart was on fire, though the head was calm." With reference to the translations from Schiller in Ripley's "Specimens of Foreign Standard Literature," most of which were contributed by "Reverends," the author thinks: "It is a most cheering sign of the times, to see so many ministers of Christ holding up, in this manner, as an example to their constituencies, the glowing humanity of a Christ-like poet like Schiller; Schiller was a devoted lover of mankind; he loved to see mankind happier." For enthusiastic appreciation, it would be hard to match the following: "He takes Pindar's empyrean hymns, and Arion's music, and all the stones of Phidias, and carrying them all upon the hallowed mount, he writes the Three Words of Faith." This worshipper of Schiller does admit, however, that there were "weak points" in his idol's nature—"many discrepancies, many tendencies to idealize too beautifully in times of prosperity, to give up too gloomily in times of calamity."

These passages from the article in The Crayon have been quoted, not so much for their intrinsic value, as because they seem representative of a common type of American criticism in the mid-century. Doubtless much the same sort of thing was produced in large quantities at the time of the Schiller

centenary in 1859, when elaborate celebrations were held in New York, Boston, Philadelphia, New Orleans, Cleveland, Milwaukee, and probably many other American cities.* I have been unable to find any important contribution to the criticism of Schiller's poems in the literature growing out of this celebration. In his address at the Cooper Union in New York, William Cullen Bryant said (Prose Writings, N. Y. 1884, II, 219): "I will not speak of his beautiful and flowing lyrics, the despair of translators;" and this not very happy generalization by the poet of "The Death of Schiller" doubtless represents fairly well the general drift of the American centenary addresses. Judge C. P. Daly, who spoke soon after Bryant, found "Schiller's universality most apparent in his lyrics," and continued: "His poetry was English in having no sickly sentimentality, and English in its clearness. He came up to the requirements of a great poet in his life and character: there was beautiful harmony between his life and his works"—in which respect Schiller is contrasted with Burns and Béranger. At the celebration in Boston, Rev. Frederic H. Hedge said: "No poet has spoken with such spirit-stirring power to the young. I venture to call him the most eloquent of poets. Like Byron, he was the poet of passion more than of thought. The truth of his vision was eclipsed by the fire of his verse as a conflagration puts out the stars"; and on the same occasion Professor Emanuel Vitalis Scherb expressed the opinion that in Schiller "religion prompted the most melodious of his lyrics." It may be added here that a comparison of Schiller with Channing suggested itself to more than one American eulogist at this time.

The enthusiasm of the Schiller centenary seems to have exhausted American interest in Schiller's poems for the next

*Reports of these celebrations are given in Dwight's Journal of Music, Nov., 1859, Vol. XVI, Nos. 8-9.

twenty years, so far as appears from published criticism on the subject. At the end of the seventies begins the period of American biographies of Schiller and histories of German literature. But even then the criticism of Schiller's poems remains meager enough. James K. Hosmer's "Short History of German Literature" (St. Louis, 1878) devotes little space to Schiller's "superb lyrics," as they are termed; a passage from Kurz is quoted, which seems to stamp Schiller's work, very much as Bancroft did in 1823, as more truly lyric than Goethe's; Hosmer adds: "In his lyrics the man himself constantly shines through; they are not such transcriptions of impressions, from which personality has been removed, as we find in Goethe. His first lyrics are blamed as without poetic worth, having, to be sure, enough of passion and fancy, but extravagant and untruthful. They have now only a historical interest. . . . He is at his best in pieces called culturhistorisch. The pieces referred to are partly emotional, therefore lyric; partly descriptive, therefore in the German sense epic; partly designed to convey instruction and exhortation, therefore didactic." Two of Schiller's poems are singled out —*Der Spaziergang* as "a noble poem," and the "peerless" *Lied von der Glocke* as "even more charming," though "by rigid art rules defective," because of its "didactic purpose"; but the author adds that Schiller "is so noble as thinker, as instructor, as preacher, that one feels disposed to say, Perish the art, and let us have in preference the wise and kindling utterances of the teacher!" We may question whether Schiller would have been pleased with such praise of his work.

More important is the criticism found in Bayard Taylor's "Studies in German Literature," published in 1879, shortly after the author's death. Taylor had interested himself in Schiller since the days of his early manhood, in the forties, and for many years before his death he collected materials for

a great double biography of Goethe and Schiller, making the utmost effort to get at all sides of his two heroes, and to "put them back into their original flesh and blood," so that he might "draw a much more real portrait of Schiller than you will find in Carlyle's life and a far completer picture of Goethe than Lewes gives us."* Bayard Taylor was undoubtedly the most competent American of his generation, if not of the century, for this task, and it is unfortunate that his "Life of Goethe and Schiller" "had to perish with him," as his widow sorrowfully remarks. The brief passages in the "Studies in German Literature" that deal with Schiller's poems show a discrimination of which there is little evidence in earlier American criticism. "In the lyrics belonging to the First Period," says Taylor, "the glow and warmth which, in his later poems, fuse the subject and the sentiment together, are already apparent, although the fusion is less perfect. They are mostly irregular in form and incomplete in thought. The poems addressed to "Laura" correspond to Tennyson's youthful lyrics to "Eleonore," "Adeline," and other girlish names, with the difference that the sentiment is German and not English." *Die Künstler* is dismissed with scant courtesy as "poetry crushed by philosophy," but its companion-piece, *Die Götter Griechenlands,* is singled out for high praise as "the one poem which permanently marks this phase of Schiller's life—one of the finest lyrics in the language. The fact that we can detect the secret of its inspiration does not diminish the charm which seduces us to read and reread it, until its impassioned, resonant stanzas are fixed in the memory. Although it is merely a lament for the lost age of gods and godlike men—a disparagement of the Present, exalting a Past so distant that it becomes ideal—the poem appeals to a universal sentiment, and

*Life and Letters of Bayard Taylor, Boston, 1885, pp. 594-603.

expresses a feeling common to all educated men, at one period of their lives. Most poets have dropped 'melodious tears' upon the crowning civilization of Greece, but none with such mingled fire and sweetness as Schiller." Of the poetry of Schiller's maturity, Taylor remarks that it "exhibits a finish, a proportion, a sustained and various music, which shows that his powers were at last reduced to order, and working both joyously and intelligently. Those noble poems, *Der Spaziergang* and *Das Lied von der Glocke,* were soon followed by his famous ballads—some of which are masterpieces of rhythmical narrative. . . . In them we find no trace of the crudity and extravagance of the First Period, nor the somewhat artificial metaphysical character of most of those of the Second Period. . . . These ballads might properly be called epical lyrics. Their subjects have an inherent dignity; their style is simple, sustained, and noble; their rhetoric has never been surpassed in the German language, and their resounding music can only be compared to that of such English poems as Byron's 'Destruction of Sennacherib,' Macaulay's 'Horatius,' and Campbell's 'Mariners of England.'" The ballads specially mentioned are *Der Taucher, Der Gang nach dem Eisenhammer,* and *Der Ring des Polykrates.*

H. H. Boyesen's criticism in his biography of Schiller ("Goethe and Schiller," New York, 1879) is generous to the point of eulogy, and not without a touch of magniloquence. Boyesen gives the *Anthologie* a relatively large place in his consideration of Schiller's poems—these "wild, heaven-scaling lyrics . . . not always pleasant reading, but they have a magnificent width of horizon, and often bewilder the sense by their wealth of crude and fantastic imagery;" they are the work of a poet "embarrassed by the superabundance of his resources." The lyrics to Laura are given special attention. *Freigeisterei der Leidenschaft, Resignation,* and *An die Freude*

are linked together as songs of protest and emancipation—"there is a magnificent fearlessness in these lyrics, a Pythian madness, which hurries the poet through a series of wild, delirious visions, defying both the morals and the logic of reality. Their tumultuous melody and the splendor of their rhythm impress them . . . indelibly on the memory." Boyesen agrees with Taylor in giving a high place to *Die Götter Griechenlands,* and in passing over *Die Künstler* as quite inferior. He, too, draws the inevitable contrast between the early poems and the work of Schiller's maturity. While granting high praise to Schiller's ballads, Boyesen gives Goethe the palm in this form; among Schiller's ballads he finds in *Ritter Toggenburg* "the nearest approach to a genuine ballad." *Der Ring des Polykrates, Die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer,* and *Der Taucher* are singled out for special notice—practically the same list as in Taylor's "Studies"; this coincidence is not the only evidence of Taylor's friendly interest in Boyesen's work, to which the latter bears witness in his preface. *Das Lied von der Glocke* is compared with the Psalm of Life and The Raven as an instance of familiarity breeding contempt, and Boyesen here makes no effort to justify the poet before the bar of public opinion so interpreted. The lyrics in *Tell* are praised for the "touch of that strange, vague, weird element which we missed in Schiller's other ballads—something that, for no definable reason, sends a delicious shudder through one's nerves."

The words on Schiller's poems in Frederic H. Hedge's "Hours with German Classics" (Boston, 1886, Chap. 16) are highly eulogistic, far more so than Hedge's criticism of 1834. Schiller is here called one of Germany's foremost lyrists, as well as her greatest dramatist. In his lyric poems a marvelous progress is traced from "the laboring, tumid style, the pompous diction, the puerile extravagance of the first period, to

the ease and grace and finish of the third. In the earlier pieces the poet's young enthusiasm expresses itself often in monstrous hyperbole." But the "noble ballads" are praised as "possessing superlative excellence," and again *Ritter Toggenburg* is singled out for special mention and given in translation. But "of higher import than the balads, foremost and grandest of Schiller's poems" is *Das Lied von der Glocke*— "the most perfect composition of its kind, and which, had he written nothing else, would entitle its author to immortal fame . . . a jewel of great price, which any language might covet and any poet be proud to place in his crown of fame."

With these typically enthusiastic words we may close our brief review of American criticism and appreciation of Schiller's poems. For the last and best American biography of Schiller, that of Professor Calvin Thomas, is so familiar to us all that it seems unnecessary here to dwell upon the calmness and sanity and *sang-froid* of its critical judgments, which in this respect are almost unique in the history of American criticism on Schiller.

II. Translations.

The most celebrated American poets and critics seem to have taken little interest in Schiller's poems; at any rate, the works and letters of our most famous authors, such as Emerson and Longfellow, Whittier and Lowell, Poe and Holmes, give no evidence of this interest, and we have seen that Bryant's words of praise were purely perfunctory, and evidently unsupported by real knowledge of Schiller's poetry. The same story is told by the list of American translators of Schiller's poems. Longfellow, our most distinguished translator from foreign literatures, passed over Schiller in favor of Uhland, Müller, and a number of minor poets; though the influence of Schiller is evident in the structure of "The Building of the Ship," which follows the structural devices of *Das*

Lied von der Glocke, and in Longfellow's own feeble "Song of the Bell." Bayard Taylor is the only well-known American poet who appears either as a critic or as a translator of Schiller's poems, and his contribution to the list of translations is slight. One other famous name from the roll of American men of letters appears in the list of translators—that of George Bancroft, who has the distinction of appearing first in the field among the translators as well as the critics of Schiller's poems, and whose contribution in both capacities is relatively large.

No American translator has ever attempted the task accomplished by several Englishmen, of an approximately complete translation of Schiller's poems. So it happens that the large body of American translation from Schiller's poems, scattered as it is through many publications, has contributed comparatively little to making these poems known to the American public; and most of the American editions of Schiller's poems are reprints of versions by such English translators as Bulwer, Bowring, Leveson-Gower, Merivale, and Arnold-Forster.

The list of American translators of Schiller's poems, so far as I have been able to trace them,* includes twenty-four names. Only four of these translators are German-Americans, while eighteen are shown by their names to be of English stock; one only is a woman, and eight are preachers. The total number of poems translated is 169, including one piece of doubtful authenticity and four lyric selections from the dramas; 119 are epigrams, and 50 of a general lyric character. The translator who has the largest number of titles to his credit is our monist, Dr. Paul Carus, whose 87 translations,

*A few sources to which I have found references have thus far eluded my search; among them the edition of Schiller's poems in which Hempel published his own translations.

however, are all from the epigrams, and are far exceeded in bulk by the 48 translations of Rev. John S. Dwight, which include some of Schiller's longest poems, such as *Das Lied von der Glocke, Die Künstler, Der Spaziergang, Das Ideal und das Leben.* Next in number of titles stands the German-American physician, Dr. Charles J. Hempel, whose 16 translations are almost all epigrams, and hence are of lighter bulk than the translations by several others who follow—Rev. N. L. Frothingham with 12 titles, George Bancroft and Rev. Charles T. Brooks with 11 each, Dr. Alfred Baskerville with 9, G. P. Maurer with 8, and Rev. William Henry Channing with 6.

Judging by frequency of translation, *Das Lied von der Glocke* is easily the most popular of Schiller's poems in this country; there are ten different American versions of this poem, to four each of *Ritter Toggenburg, Das Mädchen aus der Fremde,* and *Sehnsucht,* and three each of *Die Teilung der Erde, Würde der Frauen,* and *Kant und seine Ausleger.* The translation of the "Song of the Bell" most frequently reprinted is that by Rev. W. H. Furness of Philadelphia.

The American translators have shown little interest in Schiller's earlier poems. Of the "Gedichte der ersten Periode," according to Körner's grouping, only five have been translated: *Hektors Abschied, Gruppe aus dem Tartarus, Die Blumen, An den Frühling,* and *Männerwürde;* all the lyrics to Laura, the dirges, and in general the most truly characteristic of Schiller's early poems, are conspicuous by their absence, and only the conventional trifle *Die Blumen* found more than one American translator. Of the "Gedichte der zweiten Periode," only three have been translated: *An die Freude, Die unüberwindliche Flotte,* and *Die Künstler;* here one is struck by the absence of the two passionate lyrics inspired by Charlotte von Kalb, and of *Die Götter Griechenlands,* which

some American critics exalt so far above *Die Künstler.* Of the "Gedichte der dritten Periode" more than half (109 out of 197) have been translated; the list of American translations also includes 52 titles not in Körner's collection, but these are practically all epigrams in Dr. Carus' book of "Xenions." The ballads are naturally well represented among the translations; but *Die Bürgschaft, Der Handschuh, Der Kampf mit dem Drachen,* and *Der Graf von Habsburg* are missing, while the pious and relatively feeble *Gang nach dem Eisenhammer* was the first of Schiller's ballads translated in this country. Among the epigrams, the *Tabulae votivae* figure most prominently in translation. For the rest, it may be worthy of remark that the American translators show a decided preference for the elegiac note in Schiller's poetry; we have the following relatively long list of poems of elegiac color among our translations: *Hektors Abschied, Gruppe aus dem Tartarus, Die Ideale* (twice), *Das Ideal und das Leben, Klage der Ceres* (twice), *Ritter Toggenburg* (four times), *Kassandra, Sehnsucht* (four times), *Der Pilgrim* (twice), *Des Mädchens Klage* (twice), *Der Jüngling am Bache, Nadowessische Totenklage, Thekla. Eine Geisterstimme, Der Antritt des neuen Jahrhunderts.*

The following lists give references to the American literature of translation from Schiller's poems, and data for the translators and the poems translated:

(Herr Prof. Nollen hat hier eine Liste von Autoren aufgeführt, die wenigstens zehn Druckseiten ausfüllen würde. Wegen Mangels an Raum mußte diese Liste ausfallen. — Es ist angenehm zu erfahren, daß Prof. Nollen diese Liste anderweitig veröffentlichen wird.)

Alsdann sprach der bewährte Kirchengeschichtsforscher, Prof. C. J. Little, von der Northwestern Universität:

The tale is soon told of Schiller's historical publications: —an unfinished history of the Revolt of the Netherlands, a splendidly begun but hastily ended history of the thirty years' war, a few of the lectures delivered at Jena by the poet when Professor of History at the Saxon University. A meagre outcome, verily, if compared with Ranke's multitudinous array; and a faulty one, too, judged by present standards! No polyglot bibliographies trailing their slow length along; no creaking apparatus of critical erudition within easy hearing; no polemical foot-notes; no discursive conjectures or recondite references to analogous or remotely related events; and, worst of all, no affectation of imperturbable neutrality. Only a procession of men and communities and events, marshaled by genius and illuminated with ideas.

"That is not a fact, it is an idea," was Schiller's irritating comment upon Goethe's explanation of the metamorphosis of plants. The remark opens a window upon all his mental operations. His mind swarmed with ideas, but he knew that they were ideas and he knew whence he had derived them. Whether they appeared in dramas like Don Carlos or Maria Stuart, or whether they illuminated narratives as in the Revolt of the Netherlands or the Mission of Moses, Schiller distinguished easily the idea from its source and was gloriously aware that both drama and history aim at a truth larger and more magnificent than any imperfect elaboration of the *vestigia,* of the mere footprints of humanity to be discovered in monument and chronicle.

To one trained like myself, in the school of Droysen, the best of histories is but an approximation to the reality; its chief merit being not the piles of laboriously collected statements, but the divining insight and constructive genius which select from them the materials for a vertebrate, or, if you prefer another figure, an architectural structure.

Both figures, though, are bad. Schiller conceived of history as a representation of dynamic life and social energy which had been controlled by ideas and directed to ends of which the strongest and cunningest participants were never quite aware. This is clear both from his lectures on the study of universal history and his remarkable defense of his development of Wallenstein in the great triology. In the former he declares:

"What history conceals from the upbraiding conscience of a Gregory and a Cromwell, she hastens to make plain to humanity, viz., that the self-sufficient man can indeed pursue base ends but furthers unconsciously nobler purposes." His reply to Körner, who objected to the overshadowing of Wallenstein's personality by the larger story is even more significant: "I am of opinion that the hero ought never to be judged by moral feelings, but by the whole action of the play, in so far as it relates to him and proceeds from him." How many histories and biographies would be swept into oblivion by the application of this principle! How much that is absurd and pernicious in the historical writing of the ninteenth century we might have escaped if this conception of the hero's place in the story had prevailed!

But did not Schiller himself depart from it in his portraiture of William of Orange? Fortunately we have for comparison not only the extravagant picture of Mr. Motley, but the latest estimate of the founder of the Dutch Republic, just given to the world in the Cambridge Modern History.

Schiller's colors are sober, alongside those of the American historian, while Butler's conception is substantially the same as that of the German poet. It lacks the warmth and the radiance that glow in every creation of Schiller's genius; it is a cold, mosaic, detail fitted to detail with patient industry; it is not like the other, a great life depicted by a great soul.

Or try his fidelity to this principle in another way. Examine those passages in which, as by a flash, he reveals the import of a remarkable character in a complex and turbulent situation. Take, for instance, the sentence that elicited from Carlyle unstinted admiration, the concluding words of the description of the gloomy silence that reigned in Brussels on the first entrance of Alba: "Now that the city had received the Spanish General within its walls, it had the air of a man that had drunk a cup of poison and, with shuddering expectation, watches every moment for its deadly agony." This is what Ruskin calls the penetrative imagination, seeing into the innermost heart of things. It is, to be sure, only an idea. But it is an idea derived from a multitude of studies, an idea that illuminates a colossal figure and his relations to a whole epoch. And no human genius, except Dante, has depicted a portentous moment with such vivid accuracy and concentrated imaginative power.

Nor did Schiller depart from this conception of the hero's place in history, in his narrative of the thirty years' war. Wallenstein and Gustavus Adolphus are not the creators, but the agents of destiny. It is impossible, for example, to read his comments upon the death of the Swedish king, without catching glimpses of that superincumbent Necessity of the Greek world, that awful and inscrutable destiny to which heroes and nations yield and succumb.

It is easy to say, and therefore sure to be said, that Schiller owes this notion of a progress of humanity, guided and compelled by higher and eternal law, to Lessing, or Kant, or Herder, or Voltaire. He was debtor to them all. For, like Raphael, he had an absorbing and a transforming intellect; he learned from every luminous companion, but maintained his integrity and independence along with his docility. Yet the student of his earlier dramas is thought-blind who does not see that even in them, the characters imagined by the poet, are shaped by the ideas that struggle for mastery in their environment.

An environment for characters is difficult to create; not difficult merely, but impossible. Dramatist and historian alike must accept the sky that nature gives them and the round globe that nature spins. Both must copy their situations from actual happenings. One does not need Gerthart Hauptmann's assurance that his play represents a gloomy tragedy of Silesian history. Anything else would be incredible. Situations of that kind are never invented; they must be delineated. But there is a difference even in depicting an environment. One cares most for its incidents, another for its ideas. Schiller cares most for the latter; he subordinated the representation of incidents to his representation of ideas that shape an epoch by their conflict. Don Carlos and the Revolt of the Netherlands are products of the same struggle. The reality of the ideas that gleam and thunder about King Philip concern the dramatist far more than the fidelity of character or plot to history. Posa is there not because there ever was a Posa, but because through him and in him the conflict of ideas is made more evident, just as the perpetual battle of sea and shore is best revealed in a storm on a rockbound coast. The same ideas flash and crash through the story of the Netherlands Revolt.

To make the spectator and the reader see and hear them is, in both cases, the author's chief aim. He is never deceived about it. He knows that they are ideas and not facts; that facts, the facts of life at any rate, are shaped by ideas, and bear traces of them always. Yet, in spite of this, he never made of history a romance. He knew that here he must not invent characters or incidents, or even modify them, to illustrate ideas. These must rise, like a Phoenix, from the ashes of transactions, the chronicles that record them. The more facts he acquired the more errors he abandoned, the clearer became his conceptions of persons and peoples and of the ideas whose conflict shaped their characters and determined their destinies.

For let it be noted here that Schiller was among the very first to see that the problem of historical science is to explain the living present, to account for existing institutions, and social structures, and social activities. These are successive transformations, the last of which is on the surface, like the bark of the tree. If the past can be represented at all, it must be from monuments and vestigial traces here and now discoverable. Schiller saw more clearly than any of his contemporaries, except Kant and Burke, that in the complex Europe of the eighteenth century were embodied the energies and the ideas that had triumphed, or, at any rate, survived in the struggle of the ages.

Here are his own striking words:

"Out of the total sum of verified records, the historian selects those events that have shaped the world of today; those that have exerted upon the condition of the generation now living, a substantial, irresistible and easily traceable inference."

At first sight, indeed, his essays upon Moses and Lycurgus and Solon have little enough to do with the eighteenth

century, and the essay upon the beginning of human society, as sketched in the book of Genesis, even less. Consider though the conception of the past, propagated by the impetuous rhetoric of Rousseau, if you would realize the value of Schiller's utterances to the youth of Jena. His is the informing spirit of an interpreting architect; not the fiery breath of an arraigner of civilization. To him these early communities, imperfect as they were, marked *Riesenschritte des menschliehen Geistes.* Edmund Burke expanded the proposition and expounded it for all existing institutions. These are growths inseparable from the life of a people. They can be altered only as the inner being of the people changes; they can be perfected only as the shaping soul of the people requires diviner forms and instruments of action.

It was a bold saying that the story of the fall of man was the record of a giant stride in human progress; a fall forward from a life of animal impulse to a life of moral freedom and responsibility. But I venture to say that the distance from the interpretations of Schiller to those of Wellhausen is not greater than from the natural history of Buffon to the biology of Darwin.

It is, of course, open to the idolater of erudition to observe that Schiller was not familiar with the critical researches of the nineteenth century; as he may also remark sagely that Galileo had no photographic attachment to his telescope. Thinking beings, however, will honor Schiller's reply to Körner: "Compare my work with that of my predecessors and contemporaries." To say nothing of the historians of Germany, of whom Scherer speaks so slightingly, consider Hume's History of England, or the work so lauded by Mr. Buckle, Voltaire's History of the Age of Louis XIV. Certainly the latter deserves much of the praise that has been lavished upon it. But Schiller never would

have overlooked, and even Buckle could not forgive Voltaire for overlooking wilfully, the baleful influences that proceeded from the grand monarch, influences manifest enough to the keenest eyes in France.

Wilhelm Scherer's incisive judgment will hardly be reversed: In spite of his scanty erudition, Schiller displayed an extraordinary gift of penetrative and accurate apprehension; a sure insight into the informing soul of historic events and a power of representation not surprising in so great a dramatist."

His erudition was indeed scanty, compared with that of Ranke or Lord Acton. Yet abundant surely when compared with his financial and literary resources. It is pitiful to think of this suffering giant crouching in a hut; this Samson grinding in the prison-house of poverty; this Argus-eyed intellect without money for travel or for books; without access to great libraries or official archives; yet in spite of disease and pain, converting scraps of adulterated material into imperishable historical literature in the alembic of his powerful imagination.

Among his abandoned plans was a German Plutarch. It tempts one to rail at the order of the world to see its execution prevented by illness and penury. What a gallery of portraits lost to literature! What a wealth of luminous reflection! What instructive rearrangement of men and events! What a dwarfing of putative giants! What a revelation of the ideas that have shaped the world.

"I wish I had studied nothing but history for ten years together; I fancy I should have been quite a different being," wrote Schiller to Körner when the misery and grandeur of the thirty years' war first appealed to him in 1786. A different being surely! But probably a greater dramatist rather than a greater historian. For even in history Schiller

hungered for that truth of which the drama and history are both inadequate representations; the truth of human life. And this truth can be depicted often more accurately and certainly more vividly and largely in the drama than in historical narrative, just as the truths of the physical world are often disclosed more wonderfully in the experiments of the laboratory than in the workings of nature. The poet need respect no limit for character and plot except their possibility; and the really possible can be derived by a powerful imagination from the hints of the actual. The historian, however, must reverence the actual and abide always within the shadow of the things that have happened. He may at most illuminate these happenings with ideas that are eternally true; and overarch his story with a firmament that reflects the conflict of opposing principles.

Schiller might possibly have found within the actual enough to satisfy his genius for portraying an ideal world. But he did not. His beliefs and his hopes, and what were for him eternal realities, he depicted in a realm suggested only by the actual, but shaped by his own creative energy. Yet even here it is noteworthy that the actual clings to him and will not let him go. See, for example, how the Parracide introdudes upon William Tell. Gessler's death must be contrasted with the Kaiser's murder. The dramatist protects his idea from degradation; he protests in anticipation against every perversion of it that may be attempted in the future. It was this vivid sense of the relation of ideas to events that made the Clärchen of Goethe's Egmont jar upon Schiller's imagination. She was too bold a departure (the more inexcusable because of her entrancing loveliness) from the soul of that great epoch. In her the central idea of it was absorbed and lost.

To estimate the influence of a great genius in any one

direction, either upon his contemporaries or upon posterity is not in human power. It is too subtle and too recondite just where it is most penetrative and most permanent. Certain indications, however, are too significant to be passed by. Carlyle, for instance, praised a feature of Schiller's historical art which he afterwards practiced himself quite frequently and with abundant power; Frederic Hedge selected his Mission of Moses as illustrative of Schiller's prose; and Frederic Robertson quoted with evident satisfaction Schiller's view of the fall of man, as a beneficent progress from brute instinct to intelligent morality. And then there is the larger fact: The themes that Schiller treated in narratives and lectures have been recognized ever since as surpassingly difficult and irresistibly attractive. Germans, Englishmen, Americans have vied with each other in efforts to master them, yet Schiller's fragments hold their place. They are incomplete, like the sculptures of Michel Angelo in the Medicean chapel. Yet they reveal, none the less, the genius of the artist and the laws of his art. And now that the writing of history tends towards a stringing together of sifted and unorganized statements into a lifeless narrative, or towards a curious alloy of remnants of tradition with recent conjecture, these fragments of Schiller may evoke from some gifted youth, more fortunately circumstanced than he, the happy exclamation:

"Anch io sono pittore." If that is history, I, too, am a historian.

Den Reigen der Vorträge ſchloß der Prof. C. von Klenze von der Chicago Univerſität mit einer eingehenden kritiſchen Studie der Behandlung Venedigs in der deutſchen Novelle in und ſeit Schillers Geiſterſeher. — Er ſagte:

Venedig als Hintergrund in einem modernen Roman ist gewiß nichts Ungewöhnliches. In unzähligen Werken des 19. Jahrhunderts erscheint die liebliche Venezia mit ihren Kanälen, Gondeln, Kirchen und Palästen. Wir finden das so natürlich, daß wir versucht sind zu glauben, die interessante Stadt habe schon seit Jahrhunderten eine hervorragende Rolle in der schönen Litteratur gespielt. Tatsächlich ist aber die ästhetische Bedeutung von Venedig nicht vor dem Ende des 18. Jahrhunderts entdeckt worden und erst seit George Sand und Byron verlegen Dichter die Handlung ihrer Werke mit Vorliebe dorthin.

Als Schillers „Geisterseher" im Jahre 1789 abgeschlossen wurde, war, meines Wissens, erst ein einziger bedeutender Roman erschienen, in dem Venedig eine gewisse Rolle spielt: Heinses "Ardinghello." In diesem Werke aber ist Rom für die Handlung so viel wichtiger, daß wir von einer einhergehenderen Besprechung dieses berühmten und berüchtigten Buches absehen können. Im Drama allerdings hatte schon Shakespeare in seinem „Kaufmann von Venedig" und im 18. Jahrhundert Otway in seinem "Venice Preserved" Venedig eingeführt. Aber nur ersterem war es gelungen, etwas von dem Zauber wiederzugeben, der über der Geburtsstätte des Tintoretto liegt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß unter den neueren außer Heinse niemand vor Schiller auf den Gedanken gekommen war, den Schauplatz einer größeren Erzählung nach der Inselstadt zu versetzen. Auch Schiller hätte vielleicht nie daran gedacht, wenn die Bekehrung des Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg — ein historisches Ereignis, das Schiller in seinem Roman verwertete — nicht in Venedig stattgefunden hätte, und wenn ferner nicht das

Mai-Heft der Berliner Monatsschrift von 1786, die wegen des Briefes des Prinzen Heinrich von Württemberg die Aufmerksamkeit Schillers auf sich gezogen hatte, Auszüge aus einer ungedruckten Beschreibung der Dogenstadt enthalten hätte. (Vergl. von Hanstein „Wie entstand Schillers Geisterseher," Berlin 1903, S. 27 und S. 73.)

Wie dem auch immer sei, der „Geisterseher" war meines Wissens der erste bedeutende Roman der Weltlitteratur, dessen Handlung sich von Anfang bis Ende in Venedig abspielt. Er war ferner noch bahnbrechend darin, daß es Schiller versteht — wie etwa Goethe im „Werther" — den Hintergrund als bestimmenden Faktor in das seelische Leben des Helden eingreifen zu lassen.

So originell nun Schiller einerseits erscheint, so wird eine nähere Untersuchung andrerseits dartun, daß er sich in seiner Auffassung der Stadt als durchweg abhängig von den Anschauungen seiner Zeit erweist und viele Elemente in der "anima della città," die aufzudecken dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb, nicht einmal ahnen läßt.

Rufen wir uns kurz den Inhalt des Romans ins Gedächtnis zurück. Ein deutscher protestantischer Prinz, der zur Grübelei neigt und doch im Grund einen klaren Verstand besitzt, wird von einer geheimen Gesellschaft in Venedig — unter der wir uns vielleicht die Jesuiten zu denken haben — verfolgt, die es sich zur Aufgabe gemacht, ihn zum Katholizismus zu bekehren. Im ersten Buche werden die Versuche geschildert, den klaren Geist des Prinzen durch allerlei Gaukeleien und Geistesersheinungen zu trüben. Einer Zeit, die durch die Lavater, Mesmer und Cagliostro verwirrt worden war, lag ein solcher Stoff näher als uns. Doch diese Pläne scheitern an der kühlen Vernunft des Prinzen. Im zweiten Buch greifen seine Versucher zu einem probateren Mittel: sie appellieren an seine Sinne, — und tragen auch schließlich den Sieg davon.

Mit dem ſicheren Inſtinkt des Künſtlers iſt es nun Schiller im erſten Buche gelungen, durch wenige Andeutungen Venedig als Mittelpunkt von Intrigen, geheimen Geſellſchaften, als den Sitz einer gewiſſenloſen, macchiavelliſchen Regierung vor unſerem inneren Auge erſtehen zu laſſen. Er liefert uns dadurch ein "milieu," das zu dem Plan des Romans vorzüglich paßt.

So heißt es gleich am Anfang: „Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske auf dem Markusplatz ſpazieren gingen ..... bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte ..... ‚Sie haben doch keine Intrige hier gehabt?' ſagte endlich der Prinz zu mir. ‚Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich.'" Als dann bei Gelegenheit eines Streites der Prinz einen Venezianer ſcharf zurechtweiſt, ruft jemand erſterem zu: „Sie ſind verloren, gnädigſter Herr ..... Der Venezianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich und von Anſehen; es koſtet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen." Kurz darauf werden der Prinz und ſeine Begleiter verhaftet und es folgt nun die dramatiſch wirkungsvolle Szene in dem unterirdiſchen Saal der Staats-Inquiſition: „Wir ſtanden noch und überlegten, was zu tun wäre, als die Tür ſich öffnete und einige Bedienten der Staats-Inquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechsundzwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer,

alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Totenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, vermutlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venezianer vorführte:

„‚Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat?'"

„‚Ja,'" antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: „‚Ist das dieselbe Person, die Sie heute abend wollten ermorden lassen?'"

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venezianers vom Rumpfe trennen. „‚Sind Sie mit dieser Genugtuung zufrieden?'" fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter. — „‚Gehen Sie nun,'" fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „‚und urteilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.'"

Daß zu Schillers Zeiten Venedig für eine der verrufensten Städte der Welt galt, erhellt aus der zeitgenössischen Reiselitteratur. So liefert uns z. B. "L'Espion Chinois, ou l'envoyé secret de la cour de Pekin pour examiner l'état present de l'Europe," Cologne 1764, von dem Abenteurer Ange Goudar, ein abstoßendes Bild der politischen und sozialen Zustände der großen See-Republik. Das Werk ist ein krasser Ausdruck der cynischen Stellung den regierenden Klassen gegenüber, die in der französischen Revolution ihren Gipfelpunkt erreichte. Trotz seiner Uebertreibungen darf das Buch hier angeführt werden. Es erfreute sich nämlich einer ziemlichen Beliebtheit (es wurde mehr denn einmal aufgelegt und auch in fremde Sprachen übersetzt) und half ohne Zweifel mit, die An-

sichten über Venedig bei der gebildeten und halbgebildeten Welt zu bestimmen. Goudar schildert den Despotismus der venetianischen Regierung als unerträglich. Jede Kritik wird mit den schwersten Strafen geahndet, die Uebeltäter wandern ohne Gnade in die Bleikammern, um dort langsam zu verwesen. Die Staatsinquisitoren verfügen über unbeschränkte Gewalt. Die Regierung liegt ausschließlich in den Händen des Adels, dessen Macht sich auf „Furcht, Mißtrauen und Argwohn" stützt. Die Sittenlosigkeit von Venedig, erzählt er an anderer Stelle, übersteigt alle Grenzen. Sie wird noch dadurch erhöht, daß den Venetianern gestattet wird, auf offener Straße vermummt zu erscheinen. Selbst Frauen der höchsten Gesellschaft stehen nicht viel über den "courtisanes."

Daß auch in England die eigentümliche Regierungsform von Venedig viel Aufsehen erregte, beweist das Buch von John Moore "A View of Society and Manners in Italy" (London 1781). Es enthält ein fast 300 Seiten langes Kapitel über venetianische Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte und Regierungsformen. Auch dieses Werk erlebte mehrere Auflagen und wurde in verschiedene fremde Sprachen übertragen.

In Deutschland aber wurden noch 1785 Ansichten, die denen Goudar's an Heftigkeit wenig nachstehen, durch den tüchtigen, wenn auch pedantischen preußischen Offizier, J. M. von Archenholtz, vertreten, dessen Buch „England und Italien" 1785 erschien.

Schiller also benutzt im ersten Buche seines Romans die damals landläufigen Vorurteile über die Stadt der "bocca del leone."

Im zweiten Buche nun ändert sich das Bild. Hier kam es darauf an, Venedig in seiner verführerischen Schönheit vor unserem inneren Auge zu entrollen. Denn der Prinz muß dort verweilen wollen, sein aufklärerischer Geist muß erweicht, wir

können sagen, versüdlicht werden. Wie in dem ersten Buche wird der Hintergrund nur selten, aber immer mit feinem künstlerischen Takt angedeutet.

Hier lesen wir die schöne Beschreibung des Gartens in Murano, des Aufenthalts der bestrickenden Griechin: „Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hinein lag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, war aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über den Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen .... Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — es ist ein entzückendes Schauspiel." Und etwas weiter folgt ein äußerst charakteristischer Zug: „Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille."

Auch die Kunst der venezianischen Schule wird, wenngleich nur vorübergehend, berührt. Ein bedeutendes Werk von Paul Veronese, dessen Pinsel die üppige Schönheit venetianischen Lebens wie kein anderer geschildert hat, wird an sehr passender Stelle besprochen.

Daß auch schon vielen Zeitgenossen Schillers Venedig als das glänzendste Gebilde von Menschenhand galt, beweisen wieder Stellen aus der Reiselitteratur aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Dennoch würden wir fehl gehen, wenn wir

glaubten, daß die Bewunderung für jene Stadt schon damals so allgemein gewesen wäre wie heute. Die Schriftsteller, die wir vorhin erwähnten (Goudar, Moore und Archenholtz), und viele andere könnten hier wieder herangezogen werden. Seit etwa den 70er Jahren aber drang das Verständnis für die Schönheit der Meerstadt langsam durch. So ruft die excentrische Engländerin Hester Lynch Piozzi, die im Jahre 1784 nach Italien reiste, aus: "Whoever sees St. Mark's Place lighted up of an evening, adorned with every excellence of human art and pregnant with pleasure, expressed by intelligent countenances sparkling with every grace of nature, the sea washing its walls, the moonbeams dancing on its subjugated waves, sport and laughter resounding from the coffeehouses, girls with guitars skipping about the square, masks and merrymakers singing as they pass you, unless a barge with a band of music is heard at some distance upon the water and calls attention to sounds made sweeter by the element over which they are brought, —whoever is lead suddenly, I say, to this scene of seemingly perennial gayety, will be apt to cry out of Venice, as Eve says to Adam in Milton:

"With thee conversing, I forget all time,
All seasons and their change—all please alike."

(Observations and Reflections made in the Course of a Journey through France, Italy and Germany, London 1789.)

Aus den sich widersprechenden Ansichten über Venedig seiner Zeitgenossen greift Schiller also die seinem Zwecke angemessensten heraus, und wird somit unbewußt einer der ersten Vertreter moderner Anschauungen. Ein Vertreter moderner Anschauungen ist er allerdings, und doch hat das 19. Jahrhundert der Stadt des Giovanni Bellini so viele damals noch ungeahnte Schönheiten abzulocken gewußt, daß unser Dichter

doch auch wieder in diesem Zusammenhang ganz als ein Kind des 18. Jahrhunderts erscheint. Denn zwei große Umwälzungen im Gefühls- und Geistesleben der folgenden Generationen sollten sie zu einer Bedeutung gelangen lassen, die sie im 18. Jahrhundert schlechterdings nicht haben konnte, so daß die Auffassungen von Venedig in den letzten zwei Jahrhunderten geradezu als ein Prüfstein für die Wandlungen des modernen Geschmacks und somit des modernen Kulturlebens gelten können.

Schon das 18. Jahrhundert entwickelte eine „Wonne der Wehmut," die früheren Zeiten in dem Grad fremd geblieben war. Die Königin der Adria gab allerdings vor dem Fall der Republik dem sentimalen Zug der Zeit wenig Gelegenheit sich zu betätigen. Fast alle Reisenden des 18. Jahrhunderts (so noch die obenerwähnte Mrs. Pozzi) stellen Venedig als mächtig und einflußreich dar, ohne augenscheinlich eine Ahnung zu haben, auf was für tönernen Füßen der prangende Bau stand. Als dann im Jahre 1797 Napoleon den Venetianischen Staat wie ein Glashaus zertrümmerte, brach unsägliches Elend über die ganze Halbinsel, besonders über das einst so gefürchtete Venedig herein. Ganz Europa war erfüllt von Mitleid für das unglückliche Land, wie alle Reisenden jener Zeit in ihren Aufzeichnungen bekunden: man vergleiche besonders die Briefe des französischen Offiziers P. L. Courier aus den Jahren 1799 ff. (Oeuvres de P. L. Courier, précédées de sa vie par Armand Carrel, Paris 1872.)

Was war natürlicher, als daß die romantischen Dichter der Welt ein neues Italien, besonders aber ein neues Venedig vorführten. So ruft Byron im Childe Harold aus:

She looks a sea—Cybele
. . . . . .
In Venice Tasso's echoes are no more,
And silent rows the songless gondelier,
Her palaces are crumbling to the shore . . . . .

Although I found her thus, we did not part,—
Perchance now dearer in her day of woe
Then when she was a boast, a marvel, and a show.

Platen drückt denſelben Gedanken aus, wenn er ſagt:

Es ſcheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In dieſen Lüften, die ſich leiſe regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel ſonſt geflegt zu thronen.

Dieſe Auffaſſung von Venedig als der intereſſanteſten, weil der melancholiſchſten Stadt, iſt heute noch nicht überwunden.

Mit der Vertiefung des Gemütslebens, auf die doch in letzter Inſtanz die ganze romantiſche Bewegung in den europäiſchen Litteraturen zurückgeht, hängt eng zuſammen jenes große Intereſſe für Mittelalter und Frührennaiſſance, das, ſchon im 18. Jahrhundert angebahnt, in Friedrich Schlegel ſeinen erſten genialen Vertreter fand, um ſchließlich in Ruskins Werken, beſonders in deſſen "Stones of Venice," ſeinen Höhepunkt zu erreichen.

Vieles, was das 18. Jahrhundert verachtete und vermied — die St. Markuskirche, der Dogenpalaſt, die Werke der Carpaccio und Bellini ꝛc. ꝛc. — gewannen jetzt Bedeutung. Ein neues Venedig entſtand wie unter dem Stabe des Zauberers, das Venedig der kleinen Kanäle, der reizenden gotiſchen Balkone, der Calli, der lauſchigen Plätze ꝛc. ꝛc.

Daß eine Stadt, die einen ſo vielſeitigen Zauber auszuüben verſteht, auch in der erzählenden Litteratur größere Wichtigkeit gewinnen mußte, iſt ſelbſtverſtändlich. Und ſo kommt es, daß begabte Romanſchriftſteller des 19. Jahrhunderts viele ihrer Erzählungen — darunter nicht ſelten die anziehendſten — hierher verlegt haben.

Schiller konnte ſelbſtredend von dieſem neuen Venedig nichts wiſſen, und ſomit ſteht ſein geniales Fragment auf dem Rain zwiſchen zwei Kunſtepochen: Aufklärung und Romantik.

Daß er aber, der niemals über die Alpen gekommen war, es verstand, uns in so lebhafter Weise in die Seele einer ihm unbekannten Stadt einzuführen, ist ein fernerer Beweis für die außerordentliche Phantasie des Dichters des „Spaziergangs" und des „Wilhelm Tell."

Die mehrere hunderte zählende Versammlung, in der besonders viele Lehrer und Geistliche und auch viele Damen zu bemerken waren, folgte den Ausführungen der Redner mit sichtbarem Interesse, was an dem reichen Beifall zu erkennen war, der die Vortragenden für ihre Mühe lohnte.

Am Schiller-Denkmal.

Dienstag Nachmittag, den 9. Mai.

Im Laufe der Zeit sind dem gestern vor hundert Jahren aus dem Leben geschiedenen Dichterfürsten Friedrich von Schiller nicht blos im deutschen Vaterlande, sondern auch in vielen anderen Orten der Welt Denkmäler errichtet worden. Auch in unserem Lincoln-Park steht seit nahezu zwei Jahrzehnten ein ehern Standbild des Dichters, und deshalb wäre es eine Lücke in der Reihe der hiesigen großen Festlichkeiten gewesen, wenn nicht auch an dieser Stätte eine Gedenkfeier abgehalten worden wäre. Eine solche hat nun gestern Nachmittag, am 9. Mai, dem Todestage Schillers, stattgefunden, sie hatte aber etwas unter dem Unbill der Witterung zu leiden, und die Betheiligung war deshalb nicht ganz so groß wie sie sonst gewesen sein würde. Immerhin war aber eine stattliche Menschenmenge zugegen. Die Feier wurde durch ein Posaunen-Quartett eröffnet und darauf sangen die Vereinigten Männerchöre von Chicago „Das ist der Tag des Herrn". Sodann hielt Herr E. F. L. Gauß die folgende Ansprache:

Werte, zu Ehren Schillers Versammelte!

Ein Schauer der Ehrfurcht muß uns durchbeben, wenn wir an diesem hundertsten Gedächtnistage des Hinscheidens unseres großen deutschen Lieblingsdichters, unter diesem Denkmal in der neuen Welt versammelt, seine besonders heute jedes Herz bewegenden Worte über die Kluft eines Jahrhunderts zu uns herüberschallen hören: „Wenn ich denke, daß vielleicht in hundert Jahren, wenn mein Staub lange verwehet ist, man mein Andenken segnet, dann versöhne ich mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Wir segnen dein Andenken, o Schiller, denn uns ist dein Segen geworden! Wer könnte zu dir emporschauen, ohne zu empfinden was du heute der Welt bist, und wer, der den Pulsschlag der Zeit kennt, muß nicht ahnen was du der Menschheit noch werden wirst? Diese Feier, welche die Geister allenthalben so mächtig erfaßt und um dich schaart, läßt es uns erkennen. Ja, um dich schaart, denn du bist gegenwärtig wo man dich erfaßt, nicht nur im Bilde, das dir die Pietät auf freier Erde gesetzt.

Unsterblicher; wir feiern keinen Toten:
Dein Geist noch heut die Welt durchweht;
Das Erdenleben gab dir nur den Boden,
In den du ew'ge Saat gesät.
Sie sproßt und grünt und blüt und bringet Früchte;
Zum Geistesgarten wird durch dich die Welt,
Wo sich zum Guten Schönes nur gesellt,
Und drüber winkst du uns im reinen Lichte,
Denn hoch hast du der Menschen Ziel gestellt.

Den Weg zu diesem hohen Ziele zeigt uns Schiller nicht nur in Allem, das er geschaffen und uns hinterlassen, er ist uns auch darauf vorangegangen, ob er nun mit seltenem Mut unermüdlich gegen des Lebens Widerwärtigkeiten und Not ankämpfte, oder ob er als Führer der Menschen heldenhaft emporstürmte, die höchsten Höhen des Daseins, der wahren Freude und des würdigen Genusses zu gewinnen. Hier wie dort ist er uns ein herrliches Beispiel und Vorbild und in Allem schuf er geistige Werte und Schätze, an denen die Menschheit zu zehren hat bis an's Ziel.

Wir hier am Michigansee, in dem Land, das „das Land der Freiheit" heißt, wollen heute unsere Blicke nur auf die hellen Strahlen richten, welche von diesem Geistesmächtigen, als von einer klaren Geistessonne ausgehend, unsere eigenen Grenzen von einem Ende zum anderen durchfluten, und in diesen Strahlen werden wir die ganze Schönheit, die ganze Reinheit, die ganze Kraft, die ganze Leben weckende und Freude und Glück bringende Macht dieser Sonne erkennen, empfinden und preisen.

Schiller ist vor Allem und in Allem, das er geschaffen, nicht nur der Sänger und Prophet, sondern auch der Begründer der wahren Freiheit. Sie ist ihm das höchste Kleinod, dessen Erlangung alle Sehnsucht stillt, das Alles enthält, in dem alle Ideale erfüllt und verwirklicht sind. Sie ist ihm das Ziel, die höchste Höhe, wo der Himmel rein ist und ewig klar. Hier ist der nicht genug erkannte und beachtete Unterschied zwischen ihm und Goethe. Dieser sagt von sich und dem Freund: „Ich suchte die Natur, Schiller suchte die Freiheit." Er verkündet sie als das ureigenste Recht und Gut des Menschen:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und wär' er in Ketten geboren."

Er fürchtet Alles von dem Sklaven, er hofft Alles von dem freien Menschen:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzitt're nicht."

Er selbst kannte die Knechtschaft. Wohl war er nicht in Ketten geboren, aber ein fremder Wille maßte sich an über ihn zu bestimmen, seinem Geiste Schranken zu setzen und selbst seinen äußeren Lebensgang zu gestalten. Das ist der Druck von *oben*, der heute noch so häufig ist. Die Willkür empörte den freien Menschen in ihm. Er befreite sich selbst, erst innerlich und dann auch äußerlich. *Die innere Freiheit muß der äußeren vorangehen.* Die äußere Tat muß zuerst in der Seele des Menschen vollzogen sein, ehe sie im Leben wirken kann. So war es bei Schiller, das lehrt er uns, deshalb reißt er die Menschen zu befreienden Taten empor und macht auch uns zu Helden. Wo die innere Freiheit nicht vorhanden ist, da sind die Menschen Sklaven auch in dem freiesten Lande. Dadurch, daß Schiller uns dies zeigt und lehrt, ist er so groß, so bedeutend für die Menschheit.

Er giebt dem Menschen Kraft sich loszuringen
Von allem Niedern, das ihn hält;
Dem Geiste und der Seele leiht er Schwingen,
Und hinter ihnen bleibt die Welt.
Und hinter ihnen bleibt auch das Gemeine
Des eig'nen Ichs, das nun in Kraft, verklärt,
Sich aufwärts schwingt, von keiner Last beschwert;
Denn zur Vollendung dringet nur das Reine,
Und nur das Reine bleibend sich bewährt.

Das ist Schillers großes erhabenes *Freiheitsideal*. Es wurzelt in der seelischen Reinheit und Größe, in dem Edelsinn, in der Menschenliebe! Diese geben das Richtmaß für des Menschen Handlungen: das vollkommene Pflichtgefühl gegen sich selbst und gegen Gott und Menschen. Wie klar, wie überzeugend und wie mahnend sehen wir es in seinem „Lied von der Glocke", wie er alle Beziehungen des Menschenlebens der höch-

sten Pflicht unterordnet. Er zeigt uns überall, daß die wahre Freiheit in dieser Gebundenheit liegt. Darum hat kein Volk größere und heiligere Pflichten als dasjenige, welches sich die äußere Freiheit errungen, Pflichten gegen sich selbst als Volk und gegen den Einzelnen in seinem Verband, und nicht minder Pflichten gegen die ganze Menschheit. Das freie Volk steht auf der Sonnenhöhe des Daseins; zu ihm sieht die Welt empor; an es stellt sie die höchsten Anforderungen, von ihm erwartet sie das höchste Beispiel. Wie hell und leuchtend und zündend findet hier das Wort dieses gewaltigen Anwaltes der Freiheit seinen wahren Brennpunkt, das Wort, über das so oft achtlos hinweggegangen wird, weil es so wenig verstanden wird:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Wie häufig vergessen selbst die „Freien" die Menschenwürde, die eigene und die ihrer Mitmenschen. Wie oft findet das von Schiller in seinem „Lied von der Glocke" gezeichnete Bild von der falschen, von der Wahnfreiheit, noch Anwendung auf jeweilige Zustände, selbst in „freien" Ländern! Ihm ist die Freiheit nicht Schrankenlosigkeit, nicht Willkür. Ihm ist sie gerechte Ordnung, die alles Gute und Große und Schöne, den höchsten Segen, die edelsten Güter, wonach das freie Menschenherz sich sehnt, im Gefolge hat.

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefielden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande."

Obschon für Schiller die wahre Freiheit nicht notwendigerweise von den äußeren Verhältnissen abhängt, verkennt er doch keineswegs den Wert der gesellschaftlichen und politischen, der äußeren Freiheit; er will sie aber erhaben wissen über der Willkür, über der Gewalt, über dem blinden Wahn, denn: „der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn", und „wo viel Freiheit ist, ist viel Irrtum." Auch die äußere Freiheit will er, denn die Würde des Menschen verlangt sie. Darum tritt er, der edle und reine Mensch, der Charakter von lauterem Gold, der selbst zur wahren Freiheit durchgedrungen, als deren größter Prophet und edelster Vorkämpfer auch für die politische Freiheit ein mit dem ganzen sittlichen Ernst, dessen er fähig ist, vor Allem in seinem hohen Lied der Freiheit, seinem Wilhelm Tell.

Ja hier liegt die so bedeutsame, mächtige, ewig junge und unter den Menschen auf der ganzen Erde direkt und indirekt wirkende und schaffende Geisteskraft dieses Mächtigen, dieses darum größten und eben deshalb auch deutschesten aller großen Dichter der Vergangenheit. Und hier liegt auch die schönste und edelste Wechselwirkung zwischen unserem alten Vaterland und unserem neuen.

Doch alle Mahnungen und alle Lehren, ja selbst das hohe Beispiel Schillers müßten wirkungslos bleiben bei den Menschen, denn diese sind unbeständig und wankelmütig und voller Selbstsucht, wenn nicht er selbst und sein ganzes Prophetentum sich auf festen Boden gründeten. Diesen allein festen und ewigen Grund sieht er in dem höchsten, dem heiligen Willen:

„Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke."

Daher kommt den Menschen der Glaube, der ihnen Kraft giebt, daher die Hoffnung, die ihnen den Mut erhält,

diese Grundlagen und Befestiger der Freiheit, ohne die auch der Glaube an die Menschheit nicht denkbar wäre. Wie schön betätigt Schiller selbst seinen eigenen Glauben an die Menschheit besonders in seinen Freiheitsbestrebungen, in seinem Vertrauen auf das Gerechtigkeitsgefühl und die sittliche Kraft des Mannes, in seiner Verehrung für die Frauen, in seiner hoffnungsfreudigen Liebe zur Jugend.

Bei der wunderbaren Gewalt, welche Schiller im Laufe der Zeit über die Geister und Herzen der Menschen gewonnen hat, darf ein weiterer Grund derselben nicht unerwähnt bleiben, das ist seine wunderbare Sprache. Sie ist einfach und edel und gerade deshalb fesselnd und packend, zu Herzen gehend und wirksam. Von ihr sagte ein anderer Großer:

Wie einen Königsmantel prächtig
Schlug er die Sprache um sich her.

Herrlich und vielverheißend erscheint diese Gedächtnisfeier in diesem Lichte! Wie erfreulich ist sie besonders hier, wo das ganze „Volk der Freien" mit uns dem Messias der Freiheit huldigt.

Möge dieser reine Geist, diese lautere Mittagssonne der Freiheit auch hier immer mehr ihre Macht entfalten, auf daß wir alle zur wahren und vollen Freiheit durchdringen, und möge dieses Denkmal immer mehr zur lebendigen Mahnung für uns Deutsche und dieses Land werden!

Dieser Gedächtnistag des Todes Schillers ist der überzeugendste Beweis, daß er lebt.

Zum Schluß trug der Männerchor „Stumm schläft der Sänger" von Silcher in höchst eindrucksvoller Weise vor. Das Denkmal war mit Blumen und Kränzen herrlich geschmückt.

Schluß-Feier im Auditorium.

Dienstag Abend, den 9. Mai.

Den Glanzpunkt aller Festlichkeiten bildete dieser Abend, der Allen, die ihn dort verleben konnten, sicherlich für alle Zeiten unvergeßlich bleiben wird, und die jüngere Generation, die ja sowohl im Zuschauerraum wie auch auf der Bühne stark vertreten war, sollte in der Zukunft dieser Schiller-Gedenkfeier eingedenk sein und dafür Sorge tragen, daß die Saat, die gesäet worden ist, aufgehen und gedeihen möge von Geschlecht zu Geschlecht.

Nachdem die letzten Töne von Beethoven's „Zur Weihe des Hauses", welche von dem unter der Leitung des Herrn Hans von Schiller stehenden vollständig besetzten Orchester höchst wirkungsvoll zu Gehör gebracht wurde, verklungen waren, stellte Herr O. C. Schneider den deutschen Festredner, den Generalmajor z. D. Dr. Albert von Pfister mit etwa folgenden Worten vor:

Meine Damen und Herren!

Schiller gehört der Welt! Und die Welt blickt mit regem Anteil auf das schöne Land, wo die Wiege des großen Geisteshelden stand. Sie verfolgt mit Spannung jede Spur, die verraten könnte, welcher geheimen Triebfeder der Natur ein so hohes Ergebnis zu verdanken ist, und sie sucht die Art der Menschen kennen zu lernen, in deren Umgebung ein so edler Charakter sich entwickeln konnte. Es ist das Schwabenland, dem diese Ehre gebührt! Viele hervorragende Männer hat es schon hervorgebracht, aber heute nimmt es mit besonderem Stolze wahr, wie der Geist seines größten Sohnes, dessen Leib vor hundert Jahren das Zeitliche segnete, nun unter Millionen von Lebenden wandelt und deren Gewissen mahnt: Pfleget das Schöne, das Gute und das Wahre!

Nur einem Schwabensohne sei deshalb der Vorzug gegönnt, diesem Tage durch das ernste Wort die Weihe zu geben!

Seine Majestät der König von Württemberg hatte die

Güte, einen Vertreter zu senden, der durch sein ausgezeichnetes Werk über die amerikanische Revolution nicht allein seine Freundschaft für das Volk, sondern auch seine tiefe Einsicht in die Geschichte dieses Landes bewies, so daß er fast als ein begeisterter Amerikaner gelten kann. Sein Ruf als Schillerkenner berechtigt ihn vor Allem, dem Andenken des großen Dichters auf die würdigste Weise zu huldigen.

Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn als Redner des Tages vorzustellen: Herrn Generalmajor Dr. Albert von Pfister.

Der General wurde auf's Lebhafteste begrüßt und hielt darauf mit klarer, überall vernehmlicher Stimme, und ohne ein Manuskript zu benutzen, die folgende Rede:

Hochverehrte Festversammlung!

Eine große, eine feierliche Stunde ist es, die uns heute hier vereinigt, feierlich schon deshalb, weil wir wissen, daß mit uns die ganze gesittete Welt den Tag begeht, an welchem vor hundert Jahren Friedrich Schiller sein Haupt zum Sterben gelegt hat.

Diese Feierlichkeit nimmt aber noch eine besondere Art an für den Fremdling, der fast täglich an den Stätten vorübergeht, wo der junge Adler zuerst in die Sonne zu blicken begann, der vor kurzem noch in dem bescheidenen Geburtshaus des Dichters stand, und sich nun plötzlich von den Wundern einer neuen Welt umgeben sieht; wie mit einem Zauberschlag hervorsetzt von dem altväterischen Städtchen, das auf schmaler Scholle hoch über dem Neckar sich erhebt, mit seinen engen Gassen, seinen behaglichen Häuschen in traulicher Enge, mit seinen alten Festungstürmen und bröckelnden Mauern.

Da liegt das Städtchen Marbach im ersten Frühlingssonnenstrahl, still in sich versunken. In solcher Stunde steigt die Erinnerung auf an die glänzenden Festtage, die hier gefeiert worden sind, als der Geburtstag des großen Sohnes im Jahre 1859 zum hundertsten Mal wiedergekehrt war, als sein Standbild im Jahre 1876 enthüllt wurde, als in den Herbsttagen 1903 das Schillermuseum fertiggestellt war und der König von Württemberg, Wilhelm II., vor der Türe stand, um als Erster die geweihten Räume zu betreten.

Kurze Zeit vorher hatte der König dadurch, daß er sich in echt volkstümlicher Weise mit der Bürgerschaft von Marbach und vom ganzen Schwabenlande in Verbindung setzte, den

Schwäbischen Schillerverein gegründet und ihm als Ziel bezeichnet:

„Ich erachte es für eine Pflicht und Aufgabe des Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Schillers zu sein, das angefangene Werk zu vollenden. — Gerade in der jetzigen Zeit ist es von großer Bedeutung für das deutsche Volk, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben."

Vor wenigen Tagen stand ich noch vor meinem Landesherrn auf schwäbischem Boden, und heute, da der Schillertag ein Weltfest geworden ist, kann ich mich des Auftrags entledigen, den der König mir erteilt, um ihn über das Meer zu tragen und vor dem Volk von Amerika niederzulegen:

Mit aufrichtigen Freundschaftsgefühlen die herzlichsten Grüße am heutigen gemeinschaftlichen Festtage und die besten Wünsche für die Zukunft!—Und neben dem Königsgruße trage ich noch herüber aus der alten Heimat ein brüderliches Grüßen und Händedrücken von den Schwäbischen Männern und Frauen, ein Grüßen vom Schwäbischen Schillerverein und von der Stadt Marbach.

Alle fühlen es ja diesseits und jenseits des Wassers: mit dem heutigen Tage wird ein neues Band geistigen Zusammenhangs um die Völker geschlungen, ein Band, welches das Verständnis erleichtert insbesondere zwischen Blutsverwandten, die zur Freundschaft miteinander bestimmt sind, wie Deutsche und Amerikaner. — Materielle Interessen reißen die Völker auseinander, geistige verbinden sie.

Noch ein anderes scheint in den Tagen von heute erreicht zu sein; mit ihrer Entfesselung der Geister, mit der Verwirklichung dessen, was die kühnste Phantasie sich erträumt, mit der Zuteilung des Gutes der Freiheit an ihre Lieblinge, mit all dem scheint die Gegenwart dem Erfassen der Ideale Schillers

GENERAL-MAJOR Z. D. DR. ALBERT VON PFISTER.
Deutscher Festredner
und Vertreter Sr. Majestaet des Koenigs Wilhelm II. von Wuerttemberg.

bei weitem näher zu stehen, als die sämtlichen früheren Generationen es waren.

Frei blicken die Menschenkinder von heute zur Höhe empor und schlagen nicht mehr nur staunend die Augen nieder; kein Licht ist ihnen zu hell, und sie fühlen sich dem Dichter verwandter als jemals in einem Zeitalter vorher.

Ja, ein neues Bedürfnis nach Schiller scheint sich geltend zu machen bei dem Geschlecht von heute, das ahnt, wie Zukunftsaufgaben großen Stils das Einsetzen aller Kräfte, das Vorantreten geistiger Führer verlangen.

Es ist derselbe Tag gewesen, derselbe 9. Mai vor hundert Jahren, der 9. Mai 1805. — „Da liege ich wieder," sprach Friedrich Schiller zu dem in die Krankenstube tretenden Freunde Heinrich Voß kurze Zeit vor dem Todestage. Mühselig genug hatte sich ja des Dichters Erdenwandern gestaltet, und nur durch seinen unbeugsamen Willen hielt er das schwache Gerüst seines Körpers zusammen.

Am Vormittag des 9. Mai genoß Schiller noch etwas erquickenden Schlaf; am Nachmittag aber begannen die Lebenskräfte zu schwinden und bald nach fünf Uhr legte er sein Haupt zum Sterben.

„Lieber Bruder," fährt Heinrich Voß fort, „ich habe mich heiter zugleich und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was jetzt in heiliger Erinnerung fortlebt."

Mit jedem neuen Frühling hat sich seither die Frühlingstotenfeier für den Unsterblichen erneuert. Aber heute, da diese Feier zum hundertsten Mal wiederkehrt, ist sie mehr; — sie wird zum Rückblick auf ein Jahrhundert des von einem reichen Geist und von einer reichen Erbschaft ausgehenden Gestaltens im Lebensgang des deutschen Volkes, des Volkes von Amerika, der gesamten Menschheit, und wir stellen uns die Frage:

Was ist Schiller gewesen, was wird Schiller sein für die Seelen der Völker auf beiden Seiten des Erdballes.

Hungrig und durstig, voll heißen Sehnens hat das deutsche Volk nach der Hand des ihm nahestehenden Dichters gegriffen, als es fühlte, daß ihm alle die Güter versagt seien, welche andere Völker befähigten, stolz und hoch das Haupt zu tragen. Wie ein erfrischender Luftstrom wehte es die Zurückgesetzten an aus der Gedanken- und Gestaltenwelt Schillers heraus.

In solcher Zeit des Sehnens eignete Geschlecht um Geschlecht sich den Dichter in vollem Sinne an, wurde sich seines Zaubers bewußt und seines Ernstes.

Seines Zaubers: Herz und Geist fühlen, daß keinem der Strom der Dichtung so lauter aus dem Innersten fließt, wie ihm; daß keiner so wie er seine Gedanken zusammenwebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit. Für Niemand, so hoch er auch stehen mag, hat er je ein Schmeichelwort gehabt; gedemütigt hat er sich niemals; zu schweigen, aufrecht stehend zu dulden, das verstand diese tapferste aller deutschen Seelen. Wo immer ein mißachtetes Menschenrecht aufseufzte, er hob es auf und drückte es an seine Brust. Und dazu seine Sprachgewalt, welche seine Gedanken wie sichtbare Gestalten, wie Taten vor die Augen treten läßt, so daß an seinem Klange schon, an seiner Prägung ein jeglich Schillerwort kenntlich wird.

Seines Ernstes: Der Schüler und Erweiterer Kantischer Lehre stellte seine Ideale nicht hin um ihrer selbst willen, als ein nur durch ästhetische Vollkommenheit Berechtigtes; nein, Schillers Ideale schließen in sich die Hoheit des sittlichen Gedankens, untrennbar von Pflicht und Aufgabe, vom Kampf im wirklichen Leben. So leitet der Sänger des Volkes seine Ideale über zum Realismus der Tat. Nicht zum Bewundern und Schwärmen, nein, zum Handeln drängt er hin, nicht der Gegenwart will er angehören, nein, für die Zukunft bauen und türmen.

Lange dauerte sie, die Zeit des Wartens im deutschen Volke; manche Erkenntnis brachte sie zwar, aber zugleich lag in der allgemeinen politischen Oede und Langweile die Gefahr, daß es gekünstelter Schulmeisterei gelingen könnte, die großen Geister mehr und mehr zu entfremden und den Umgang mit ihnen in kalten Götzendienst zu verkehren.

Eines besonderen Ruckes bedurfte es, um die Figur Schillers zu einer noch vertrauteren Freundeserscheinung zu machen, als sie bisher gewesen.

Als man am 10. November 1859 das Schillerfest feierte auf beiden Seiten des Ozeans, da begegneten sich das deutsche Gemüt und sein Dichter auf denselben Pfaden; sie trugen ja dasselbe holde Geheimnis im Innersten des Herzens. Unter dem plötzlich rührig gewordenen deutschen Volke wurde das Fest zum Geburtstag des modern gearteten deutschen Patriotismus, der gebieterisch verlangte, daß jetzt endlich dem Rufe des Dichters zur nationalen Pflicht, zur Tat, zur weltgeschichtlichen Aufgabe nachgekommen werde.

Gerade weil Schiller alles von den goldenen Tagen der Zukunft, von der künftigen Einheit und Freiheit erwartete, hat sich die Feier seines hundertjährigen Geburtstages zu einem Fest gestaltet, wie noch keines gefeiert worden ist auf beiden Seiten des Meeres.

In Deutschland wanderten auf allen Pfaden festlich geschmückte Menschen, alle in dem festen Glauben, der angebetete Liebling des Volkes werde jedes Uebel wegnehmen und die höchsten Güter der Zukunft erringen helfen. — In jener Zeit wurde die erste große Wallfahrt zu der stillen Geburtsstätte des Marbacher Kindes ausgeführt, um den Grundstein zu dem Denkmal zu legen, das vielfach als Vorbild für weitere Denkmäler gedient hat.

In Amerika aber, von den atlantischen Küstenplätzen bis zum Stillen Meer, in großen Städten wie in den kaum gegrün-

deten Niederlassungen von Minnesota und Kansas, ließen die deutschen Abkömmlinge, vereint mit ihren Mitbürgern aus angelsächsischem Blut, die Werktagsarbeit ruhen und gedachten am 10. November 1859 des gemeinschaftlichen geistigen Besitzes.

Die Völker gerade, wie Deutsche und Amerikaner, deren Loos es war, in harter Arbeit, mit Dransetzen von Schweiß und Blut, sich emporzuringen, solche Völker fühlten sich als Ein Fleisch, als Eine Seele mit dem großen Kämpfer. Nicht um einen Eroberer, um einen Heerkönig im gewöhnlichen Sinn sammelten sie sich in festlicher Stunde; nein, um einen Anführer, dessen irdisches Leben, dessen äußere Schicksale eine innige Verwandtschaft begründeten zwischen ihm und den rastlos aufwärts Sterbenden.

Wahrlich, nicht mit leichter, spielender Hand, als weltfremder Träumer, durfte Friedrich Schiller in die Rosenbüsche des Lebens hineingreifen, um uns seinen Strauß zu reichen; — die Hand, die er mit seinen Gaben uns entgegenstreckt, diese Hand ist zerstoßen und verwundet von den rauhen Kanten und Ecken der Welt.

Ob er sich aber gleich hundertmal verletzt und verwundet fühlte, liebte er doch diese Welt, und ob er gleich vielfach von den Mitmenschen sich abgestoßen sah, verlor er doch niemals den Glauben an die Menschheit; er opferte sich für sie, ordnete sich ihr unter als ihr Diener.

Deshalb empfand der Dichter das Bedürfnis, sich eine Kanzel und eine Gemeinde zu schaffen, um mit seinen Zuhörern, mit den Völkern, die es vernehmen wollten, von ihrer Zukunft zu reden, von dem sieghaften Einherschreiten des Wahren und Guten, als von dem Walten eines stillen, ewigen Gesetzes.

Dabei scheint er zu ahnen, daß sein Tagewerk von knappen Grenzen umrahmt ist, daß diese Spanne Zeit noch gekürzt

wird durch fortwährendes Mühen, um über dies elende Rüstzeug des Körpers Herr zu bleiben. Aber der Rastlose ist Tag und Nacht bei seiner Arbeit zu finden; er baut und baut, er türmt und türmt, um die Seelen der Menschen an allen Orten der Erde und für alle Zeiten tüchtig zu machen, den Alltag zu veredeln.

Goldfaden um Goldfaden zieht der Dichter durch die dornigen Disteln des Lebens, jedes klagende Menschenkind küßt er mit trostspendenden Lippen, und nur die ewigen Sterne blicken in seine Werkstatt herein. —

In aufsteigender, wie in absteigender Linie pflegt das Andenken an Unsterbliche sich zu bewegen. Für die Schillerverehrung schien der Höhepunkt erreicht zu sein mit den Festen vom 10. Nov. 1859. In solchen Tagen hat ein Schwaben-Dichter (Gustav Pfizer) gesungen:

Herbst ist's, doch durch die dünnen Aeste
Rauscht, Hoffnung weckend, Lenzes Weh'n;
Gilt's unseres Dichters Wiegenfeste?
Gilt es auch Deutschlands Auferstehn?
Bald, im vereinten Vaterlande
Schall' ihm des stolzern Dankes Ruf,
Der in der Knechtschaft Nacht, der Schande,
Den Geistern schon die Freiheit schuf!

Und Reinhold Solger, der amerikanische Sänger, ließ sich so vernehmen:

Solange noch der Glaube nicht vergeht
Im Menschen an das Gute, Schöne, Wahre,
Steht Schiller, ihr begeistertster Poet,
Ihr Hoch- und höchster Priester am Altare. —
Die Sonne, von des fernsten Ostens Pforten,
Von Land zu Lande, geht in ihrem Lauf
Bis zu des fernsten Westen Uferborden
Heut' über Feste, wie das uns're, auf,
Geht über Kirchen auf, wo die Gemeinen
Aus allem Blute, wie aus allen Zungen,
Doch von dem deutschen Grundton überklungen,
In seinem Namen sich, in seinem Geist vereinen.

* * *

Die Gelehrten, die sich mit der Erdkunde beschäftigen, versichern uns, daß an den höchsten Gipfeln unserer Gebirge fortwährend Kälte und Hitze, Regen, Schnee und Sturmwinde nagen, daß die Hochgebirge allmählich abbröckeln und dadurch immer niedriger werden. Ja, unsere Gelehrten kommen zu dem Schlußsatz: mit den Bächen und Strömen fließen allmählich die höchsten Gipfel unserer Gebirge hinab ins Tiefland und verschwinden im Meer.

Im Hochgebirge fahren die Blitze zuckend und stoßend um die Felszacken; vom Sturm gepeitscht wäscht unaufhörlich der Regen an ihnen, Schnee und Eis quetschen, spalten die Massen. Donnernd rasselt endlich die höchste Mauerkrone in's Tal; andere Brocken folgen. So geht es durch die Jahrhunderte hindurch. Was hoch im Luftmeer sich aufbaute, ist längst zu Sand und Kies zermahlen, da und dort umhergestreut oder in die Tiefe des Meeres gesenkt.

Aehnlich vollzieht sich der Vorgang auf dem Gebiete des Geistes. Was hoch aufragt, den Aether des Himmels küßt und weithin seine Herrschaft betätigt, das suchte man in allen Zeiten niedriger zu machen und einzuebnen.

Neider und Fälscher wettern um die sonnenbeglänzten Felsenkronen her, das Gewäsch der Gerngroßen löst da und dort ein Stück ab; der Idealismus, der auf den Höhen thront, wird für eine verbrauchte und veraltete Waare erklärt, und vor unseren Augen gleiten die Größten in die Niederung herab.

Ja, es gehörte zuweilen ein gewisser Mut dazu, sich zu den eben verherrlichten Großen unentwegt zu bekennen.

Aus dem Lager der von der Gegenwart Gesättigten, aus dem Lager der jüngsten Dichter vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, aus den Kreisen einer übelwollenden, romantischen oder naturalistischen Kritik — aus diesen Lagern hörte man rufen: Realismus, nicht Idealismus! — Beobachtung, nicht Begeisterung!

Mit der alten Poesie sei es ganz und gar vorbei; ein neues Zeitalter ziehe herauf, das nach allen Seiten hin neue Offenbarungen bringen werde.

Es schien, als müsse ein Abklatsch der Alltäglichkeit den Dichter verdrängen, dessen Aufgabe wesentlich darin bestand, aus engem, dumpfem Leben in heitere Regionen emporzuführen und die Blicke hinauszuheben über Erdenschwere.

Wie ist das alles so gekommen? — Als selbstverständlich erschien vielen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf deutschem Boden das, was man so lange mit Schiller ersehnt und gesucht hatte. Auf solchen Wegen war man dem voranschreitenden Heerkönig mit Begeisterung einst gefolgt, alles von der Zukunft erhoffend.

Allein heute, heute brauchte man nach allem, was erreicht war, sich nicht mehr um die Zukunft zu kümmern, man konnte der Gegenwart leben. Die Aufgabe des Mannes, der ein Sänger der Freiheit und Einheit, der sittlichen Größe gewesen, war gelöst; ja, dem Parteigezänke von heute erschien der Mahner von einstmals mit seiner selbstverleugnenden Ethik höchst unbequem. — Halb und halb begann man sich zu schämen, daß man auswärts so lange höchst unpraktischen Schwärmens beschuldigt werden konnte; mit fast unschicklicher Hast verleugnete man den seitherigen Heerkönig und entschied sich dahin, daß der Lehrstuhl für sittliche Ideale unbesetzt bleiben könne.

Da rannten aber alle die zur Hilfe herbei, welche nicht an die Priester der Gegenwart glaubten, die nicht zu den vom Glück Begünstigten gehörten, die einen Zuschuß zu ihrer Kraft brauchten, alle rannten herbei, um den Liebling zu retten für die Herzen derer, die noch Hunger und Durst empfanden trotz allem, was wie Sättigung aussah. Als Hilfstruppe erschienen nicht wenige von den Frauen; — Frauenherzen schlagen ja stets für den Freien, Tatkräftigen wie für den Leidenden, und das Weib ist am meisten zur Bewunderung der

höchsten aller Charaktereigenschaften veranlagt, — des Mutes, des unverzagten Blickes in die Zukunft.

Voraus auch zog die Jugend; sie setzte sich zur Wehr, als man ihr jeden Anlaß für Begeisterung zu nehmen, ihr den Idealismus zu ersetzen gedachte durch das Alltägliche, Kümmerliche, Krankhafte, Gequälte. Denn dem Drang der Jugend ist stets verwandt das innerlich Vornehme, das Willensstarke, Heroische.

Laut verkündeten die Stimmführer, daß nichts ihnen den Glauben an den rauben könne, von dem sie fühlen, daß er des Gottes voll sei, bei dessen Worten sie empfinden, daß ein Stück seines Gotterfülltseins auch auf sie übergehe.

Und zu ihnen gesellten sich diejenigen, die sich ein lebhaftes Empfinden und ein tiefgehendes Verständniß für die Eigenart Schillers gewahrt hatten und erhoben jetzt ihre Stimme:

Nicht mit dem Maßstab der Gegenwart dürfe der als Seher auftretende Sänger beurteilt werden, niemals habe er mit sattem Behagen nur dem Tag von heute angehört; stets sei er der Sänger der Zukunft gewesen. Auch jetzt gehöre er wieder der Zukunft an. Damit sei er der modernste unter den modernen Dichtern, davon lasse sich nichts abdingen. Möge das Volk der Zukunft heißen, wie es wolle, ihm gelten Schillers Lied, seine Lehre und treibende Kraft.

Ja, in Goethe wohnt zweifellos mehr Sonnenschein, mehr naive Auffassung der Kunst an sich; er besitzt ein stilles, klares, großes Auge für das Kleinste, wie für das Größte; ihm gelingt das Spiel der Gefühle mit seinen weichen Akkorden; er bietet mit seinen Schöpfungen ungestörten Genuß.

Und die Goetheverehrung ist mehr als einmal im Begriff gewesen, die Gestalten und Gedanken Schillers zu verdrängen und zu verblassen.

Daß er „populär" genannt werden konnte, begann man zu Zeiten dem Schwabensohne zum Vorwurf zu machen. Gerade

diejenigen taten das, die alles in der Welt hingegeben hätten, wenn es ihnen nur gelungen wäre, Popularität zu erhaschen. Sich in das Herz der Nation, in das Herz der Begeisterungsfähigen hineinarbeiten, das ist es eben, was man heißt, „populär" werden, als tägliches Brot, als tägliches Bedürfnis gelten.

Wahrhaftig, der Deutsche kann den einen Dichter nicht nennen, ohne zugleich an den anderen zu denken, nicht von der Hoheit Schillers sprechen, ohne die Lichtgestalt Goethes heraufzuführen, der zwei Jahrzehnte nach Schillers Tod gesagt hat: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren herum, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich doch freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, über die sie streiten können."

Die Natur ist mit ihren Ritterschlägen nicht so freigebig, wie die Modernen meinen; Jahrhunderte will sie zuweilen feiern. Nach langem Ausruhen hat der deutsche Boden als höchste Leistung hervorgebracht: den freidenkenden Schwaben, empfindsam, phantasiereich, dramatisch; und den mit kryſtallener Klarheit der tiefsten Bildung offenstehenden, gemessenen zugleich und heiteren, dem Naiven und Epischen zugewandten Meister des schlanken, blanken Liedes als Sohn des Frankenlandes.

Ein weiteres Unterscheidendes liegt am Tage: Das, wonach Schiller in titanenhaftem Streben rang, das hatten gute Genien dem jungen Goethe in die Wiege gelegt. —

Einer der römischen Philosophen, welche mit ihren Ansichten schon dem Christentum nahe stehen, Seneca, hat gesagt: „Ich kann mich nicht wundern, wenn die Götter bisweilen eine Lust anwandelt, große Männer im Kampfe mit dem Mißgeschick zu sehen."

Solche Gestalten, die sich durchzuringen haben, stellt Schiller auf die Bühne, modelt sie nach seinem eigenen Bild und stattet sie mit der eigenen Kraft des Willens aus. Dadurch gerade, daß er die Freiheit des wollenden Menschen in geheimnißvolle

Wechselwirkung bringt zum unvermeidlichen Schicksal, dadurch, daß er dies Ringen mit stürmischen Schritten zur Katastrophe führt, dadurch ist er der größte deutsche Dramatiker geworden. Mit echter Herrennatur bewältigt er den Stoff, und, so spricht er selbst: „Die Katastrophe ist das Festmahl für den Tragiker."

Ihm war es nicht gegeben, mit Stimmungsbildern die Zuhörer bis zur Erschöpfung hinzuhalten; nein, seine Ideen verdichten sich zu wuchtigen Persönlichkeiten und drängen sich in mächtigen Sprüngen einem gewaltigen Ziele zu, mit vorbildlichen Worten und Taten.

Mit demselben Wort, durch das er die Seelen erhebt, mit demselben Wort setzt Schiller seine Wirkung ein als Erzieher, Politiker, Prophet, guter Geist. Damit hat er zugleich das höchste Kulturideal erreicht. Ein Volks- und Menschenbildner will er sein im großen Stil, ein Veredler des Menschengeschlechts, Politiker im höchsten Sinn. Denn Politik im vollsten Umfange begreift in sich alle Seiten des Kulturlebens einer Nation.

Lange bevor Schiller seine großen Dramen schrieb, hat er sich mit den Anforderungen nationalen Lebens beschäftigt bei der Bearbeitung der Freiheitskriege der Vereinigten Niederlande. Von der „furchtbaren Majestät" des Freistaates spricht er da und führt weiter aus: „Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt."

Es ist ganz eigentümlich, mit welch sicherem Ahnen seit mehr als 100 Jahren die Volksseele den Zukunftsgehalt aus den erzieherischen Lehrsätzen Schillers herausgelesen hat, ob diese nun in den Dramen und Gedichten oder in den prosaischen Schriften zu finden sind.

Die Bühne hat der Dichter zur Nationalversammlung gemacht in einer Zeit, da es noch ein weiter Weg war

zur Nationalversammlung selbst. In den Räubern, in Fiesco, in Kabale und Liebe, in Don Carlos hat er mit aufwühlender Gedankenarbeit nachgewiesen, was dem Volke not tut; im Wallenstein den Kampf der Mannhaftigkeit mit dem Geschick; in der Jungfrau von Orleans und in Wilhelm Tell das Aufopfern des Einzelwillens, das Anspannen aller Kräfte zum Besten der Gesammtheit, des Vaterlandes, vor Augen geführt. — Die Bühne ersetzte den Reichstag.

Und auf diesem Reichstag, auf dieser Kanzel handhabte er das Wort wie noch kein aus deutschem Blut Entstammter. Eine Ideenwelt in Worte fassen und andere in deren Sinn und Bedeutung hineinzwingen, darin lag seine Tat und sein Geheimnis des Zaubers.

Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Hinter dem tiefgehenden Einwirken des Erziehers, des Politikers, des Propheten aber, hinter dem Träger eines Weltgeschichtsabschnitts, hinter dem fortreißenden und zur Andacht stimmenden Dichter, hinter all dem steht die Eigenschaft, ohne welche alle anderen für das Volksgemüt nichts bedeuten würden, — es steht als Grundlage hinter dem Dichter mit all seiner sittlichen Größe der vorbildliche, der gute Mensch.

Aus den Regungen des guten Menschen heraus allein war es möglich, Gedanken und Gestalten von ewigem, sittlichem Werte zu schaffen. Das richtige Empfinden der Volksseele, daß der gute Mensch in dem Dichter Schiller nie den Glauben an das Volk verlor, dies richtige Empfinden war es, was als schönsten Lohn zurückgab: die Liebe des Volks zu seinem Dichter und den Glauben an ihn.

Damit hat sich Schiller zur höchsten Stufe aufgeschwungen, zu einem der guten Geister für jedes Volk.

Von den Kolonisten der alten Welt wird berichtet, sie hätten ihre Hausgötter und Schutzengel mitgenommen, wenn sie übers

Meer zogen, um eine neue Heimath zu gründen. — Die aus England stammenden Ansiedler haben in der Stunde, da sie erstmals ihren Fuß auf diesen Strand setzten, als ihren guten Geist die Freiheit auf den Thron gesetzt. Dazu hatten sie noch weiter mitgebracht als ihre guten Geister: Gesetzmäßigkeit, Gottvertrauen, Arbeitslust. Und allen diesen guten Geistern fügten die Amerikaner noch hinzu den Eifer für Aufklärung.

Dies große Reich, auf dessen Boden wir heute das Schillerfest feiern, hat schon in der ersten Zeitspanne des Keimens und Werdens der Künste und Wissenschaften gedacht. Kaum waren beim amerikanischen Volk die ersten Sorgen um Befriedigung der materiellen Bedürfnisse in den Hintergrund getreten, als es auch schon hinausblickte aufs Weltmeer und Verbindungsfäden spann mit den anderen Völkern der Erde.

Zugleich aber schuf es auf dem eigenen Boden Heimstätten für alles Schöne und Große, was jemals Menschengeist hervorgebracht hat. Unter die guten Geister, denen das amerikanische Volk den Schutz seiner höchsten Güter anvertraute, nahm es auch die Männer auf, welche für alle Zeiten und für alle Menschenkinder gesungen und geredet haben von Freiheit und Mannhaftigkeit und allem Großen, was das Menschenherz bewegt.

Längst hatten sich die Mitbürger aus deutschem Stamm als gute Kameraden an die alten Amerikaner angeschlossen. Damit sie nicht mit leerer Hand kämen, haben auch die Deutschen einen neuen guten Geist mitgebracht, — den Hauch, der aus Schillers Idealismus und mannhafter Kämpferfreudigkeit herausweht, und der wohl erstmals bei der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags 1859 von allen Amerikanern deutschen wie angelsächsischen Bluts in seiner ganzen Ueberlegenheit verspürt worden ist, nachdem schon vorher Longfellow dem deutschen Dichter den Lorbeerkranz um die Stirne gelegt.

So hat das amerikanische Volk neben den guten Geistern, die es als Schutzengel und Schildwachen um seine höchsten Güter gestellt, neben Georg Washington und Benjamin Franklin, neben Lincoln und Grant, Irving und Longfellow, neben allen diesen auch unserem Friedrich Schiller einen Platz angewiesen.

Ist es nicht ganz natürlich, daß Schiller eine neue Heimat gefunden hat bei dem Volke, das den Willen und das Selbstbestimmungsrecht über alles Andere emporhebt? Gerade bei Schiller treten Anschauung und Stimmung vollständig zurück hinter dem machtvollen Wollen und dem Begehren.

Leicht erklärlich ist es, daß der Weltheld, der den Schlüssel in Händen hat, mit dem man das Zeughaus der Zukunft öffnet, immer mehr ein Hausfreund wird bei dem Volke der Zukunft, bei dem Volke, in dessen Mitte jede Art von Arbeit adelt, wenn sie nur mit Ernst und mit Anspannung aller Kräfte getan wird.

Einer der Redner beim Fest vom 10. November 1859 in Amerika fragt seine Zuhörer: „Wissen Sie, woran noch alle Nationen zu Grund gegangen sind? Daran, daß sie an der Aufgabe erlahmten, den Idealismus des Herzens mit den Tatsachen eines verständiger gewordenen Lebens und einer fortgeschrittenen Wissenschaft zu versöhnen."

Ja, für unsere Zukunft haben wir ein neues Kapital notwendig, ein neues Kapital von Zucht und Gewissen, damit Kulturheuchelei den Volkskörper nicht vergifte, damit wir ein scharfes Auge behalten für die ewigen Gesetze einer Weltordnung, die wir nirgends so lauter und deutlich ausgesprochen finden, als bei dem großen Erzieher, dem Wecker und Mahner, der unter die guten Geister großer Völker versetzt ist. Wie mit tausend Trompeten schmettert er seine Mahnungen über die Länder und Meere:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen betonend, ruft er aus:

„Den Menschen macht sein Wille groß und klein."

Worin gipfelt nun aber alles das, was Friedrich Schiller den Völkern wie den Einzelmenschen in die Seele senken und als Wegzehrung für die Zukunftswanderung mitgeben will? — In der Forderung, nach welcher der mit freiem sittlichen Willen auf sich selbst gestellte Mensch sich als verantwortlichen Teil des Ganzen, der Gesamtheit betrachten muß mit der Aufgabe, zu arbeiten und zu kämpfen.

Ziel des Kämpfens aber ist die Verwirklichung der Freiheit in dem selbstgegebenen, freiwillig übernommenen Gesetz. Und zwar spielt sich der Kampf um die Freiheit sowohl auf dem Gebiete des Staats ab wie in der Seele des Einzelmenschen. In der politischen, in der seelischen und geistigen Freiheit gipfeln die Gedankenreihen, in deren Mittelpunkt Schiller mit besonderer Vorliebe verweilt.

Dies Empfinden hat Ludwig Pfau so zum Ausdruck gebracht:

Du hast in ew'ge Töne
Das flücht'ge Wort gebannt
An höchste Menschenschöne
Die höchste Kraft gewandt.
Hell brennt im deutschen Herzen
Dein heilig Feuer noch. —
Die liebste Deiner Musen,
Das war die Freiheit doch.

Ja, Freiheit! Von der rohen physischen Freiheit hatte der jugendliche Schwärmer einst gesungen. Der abgeklärte Dichtergenius aber schenkte der Welt das Hohelied von der Freiheit, den Sang von Wilhelm Tell.

Die holde Engelserscheinung der Freiheit, die ernst sich zu jedem Opfer rüstet, tritt hier vor uns hin. Aber es ist der mit Recht, Ordnung und schöner Menschlichkeit gepaarte Freiheits-

gedanke, der um so lebenswahrer sich gestaltet, je mehr an seiner Verwirklichung das weibliche Gemüt Anteil nimmt.

Die Wahrung des Rechtes in der Freiheit bringt Schiller noch besonders zu hellem Klingen in seinem letzten, kaum halbvollendeten Drama:

Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geschehn, was rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder sicher seines Erbes,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

Mit dem Anschmiegen der einzelnen Menschenseele an die Persönlichkeit Schillers wird der Große selbst zur vertrauten Freundeserscheinung. Alles Fremde weicht und wir blicken zu ihm empor mit dem Bewußtsein: Das ist ja Fleisch von unserem Fleisch, das ist Seele von unserer Seele!

Aus der köstlichen Gesundheit, die von der Gedankenwelt des Freundes ausgestrahlt wird, vermögen wir immer wieder neue Freiheitsgefühle, neue Verjüngung, neue sittliche Kraft herauszusaugen, damit wir als Zukunftsvolk den Zukunftsaufgaben gewachsen bleiben.

Um große und weite Horizonte in der sittlichen Weltanschauung handelt es sich heute, um erweiterten Ausblick in die Zukunft, um neue Aufgaben für das gesamte Menschentum; es gilt vor allem dem mit der wachsenden Wohlfahrt stets höher sich gestaltenden Kulturleben männliche Tugenden und Jugendfrische, Idealismus, Pflichtgefühl, Begeisterung für die Freiheit und jede Art von Heldenhaftigkeit zu erhalten.

Und da steht er riesengroß vor unseren suchenden Augen, der Wegweiser und Begleiter auf dem weiten Wege, der auf seinem Posten wie eine Schildwache ausharrende gute Geist aller Völker und aller Zeiten.

Denn der gesammten Menschheit weiht Friedrich Schiller die Fülle edelster Gedankenarbeit, und zwar nicht eigentlich den Zeitgenossen, sondern der Zukunft, dem Gestalten und Reifen ferner Generationen.

Unsterblicher! Wenn es Dir vergönnt ist, auf die Kinder dieses Landes der Zukunft herniederzuschauen, werde nicht müde, mit deinen Flügeln uns zu umrauschen, auf daß wir bei dem Wettlauf der Völker nach den Gütern dieser Erde nicht untergehen im materiellen Besitz, auf daß wir niemals verschwinden aus der Reihe der geistigen Herrenvölker! — Hilf uns, die frisch anwehende Morgenluft der Freiheit erhalten, Jugendkraft, sittlichen Ernst und Mannheit, auf daß wir niemals uns gezwungen sehen, vor deinen Worten und Mahnungen die Augen niederzuschlagen, dich und dein Erbe zu verleugnen; auf daß wir ein volles Recht behalten für alle Zeiten, so oft wir uns von Deinem Geist umwehen lassen, so oft wir an deinem Bilde emporblicken, ausrufen:

„Das ist ja einer von unseren guten Geistern, das ist ein Freund, ein Verwandter, das ist ja Fleisch von unserem Fleisch, Seele von unserer Seele!"

So wird jede Scholle dieses Erdenrundes befruchtet von dem Kraftstrom Schillerscher Ideale; jede Menschenbrust, jeder Erdenraum wird dem Dichter zur Heimat und allerorten können die Menschenkinder ihm entgegenjubeln:

Dem heiterm Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimatland begrüßest Du,
Und Aller Augen, Aller Herzen fliegen,
O Herrlicher, Dir zu!

Dem Redner wurde bis zum letzten Augenblick aufmerksam gelauscht, und nicht die geringste Unruhe war zu bemerken. Er wurde mit großen, lang anhaltenden Beifallsbezeugungen bedacht und mußte noch einmal auf die Bühne treten, um weitere Huldigungen in Empfang zu nehmen.

Herr Schneider machte darauf bekannt, daß auch ein Vertreter des weiteren deutschen Vaterlandes anwesend sei, und daß es ihm eine große Freude sei, als solchen den Legationsrath Herr Scheller-Steinwartz von der deutschen Botschaft in Washington vorzustellen. Herr Scheller-Steinwartz wurde ebenfalls lebhaft begrüßt, und auch seinen Worten wurde aufs aufmerksamste Gehör geschenkt. Er sagte etwa folgendes:

Mit sinkender Nacht sollen heute in Deutschland auf allen Höhen Feuer aufleuchten und ein Flammengrüßen von Berg zu Berg verkündet die lodernde Begeisterung, mit der das deutsche Volk einmütig heute seinen Schiller feiert; dankbar und freudig dessen gedenkend, daß der unvergleichliche Genius des vor hundert Jahren Verblichenen hundert Jahre mit uns und in uns lebendig geblieben ist.

Kein Feuer aber kann heller leuchten und bedeutungsvoller auflodern als die flammende Begeisterung, die auch hier in diesem großen Kontinent von Ozean zu Ozean aus den Herzen aller derer hervorgebrochen ist, die zwar wackere Bürger eines neuen großen Landes geworden, aber deutschen Herzens, deutschen Geistes und deutschen Gemütes geblieben sind. Denn das bezeugt uns diese Feier.

In unvergleichlicher Vollendung sind die edelsten Schöpfungen des deutschen Genius in Wort und Ton in dieser Halle erklungen, als würdiger Tribut für die Manen des deutschen Dichters. In glänzenden Reden hat die Blüte der Wissenschaft ihm Dank und Verehrung gezollt. Mögen sie ewig nachklingen in Ihren Herzen. Mögen sie auch hinüberklingen über den Ozean und dort im alten Vaterlande verkünden, daß es nicht verlorene Söhne sein wollen, die hier Bürger dieses neuen großen Landes geworden sind; daß sie sich dem Deutschtum in seinem innersten Wesen nicht entfremden wollen, daß sie bereit sind, das heilige Feuer des deutschen Idealismus ebenso treu in ihrer Seele zu hüten, wie die Brüder drüben im alten Vaterlande.

Der deutsche Idealismus! Er hat sich nie reiner verkörpert als in dem, dessen Gedächtnis wir heute feiern, hat nie

vollendeteren Ausdruck gefunden, als in seinen Werken, ist nie nachhaltiger angefacht worden, als durch die Flammensprache, von der wir gleich jetzt, in einer der erhabensten Dichtungen der Weltliteratur, einen Hauch verspüren werden.

Vor hundert Jahren, in dem Jahr, in das uns die heutige Feier zurückführt, lag das deutsche Volk äußerlich in seiner tiefsten Erniedrigung, machtlos und zerschlagen. Ich werde nie vergessen, mit welcher Erschütterung ich als junger Student die Worte las, mit denen ein großer deutscher Jurist damals die Vorrede zu einem klassischen Werke schloß: „Ich habe bei Abfassung dieses Buches nie vergessen, daß ich einer Nation angehöre, die nur noch in der Geister- und Geisteswelt lebt." Aber in der Nation lebte der Geist, der in der klaren Verstandessonne Kants, in dem weltumfassenden Universalismus Goethes und in der glühenden Begeisterung Schillers für alles Große, Edle und Gute seinen unvergänglichen Ausdruck fand.

Und dieser Idealismus allein war es, der dem Volke die Kraft gab, sich herrlicher wieder zu erheben und in die erste Reihe der Nationen einzutreten, in der es jetzt als starker Hort des Friedens, als starke Säule der Kultur, als starker Freund für jeden Gleichgesinnten steht.

Die Geschichte des deutschen Volkes in den hundert Jahren, die seit Schillers Tode verflossen sind, beweist, daß dieser Idealismus, den es als sein Erbe bewahrt hat, nicht nutzlose Träumerei bedeutet, sondern einzig fähig ist, ein Volk zur höchsten Höhe der Macht und der Kultur zu führen.

Denn kein Volk wird bestehen, wie reich und groß es auch sein mag, es sei denn durchtränkt mit dem Idealismus, der es immer mahnt, daß es höhere Güter für den Einzelnen wie für die Völker giebt, als Geld und Kanonen.

Ich weiß, daß das deutsche Reich im Auslande immer als die gewaltige Kriegsmacht und als der neue Industriestaat bekannt ist. Sie aber wissen, und erst die Weltausstellung in

St. Louis hat das glänzend gezeigt, daß es auch immer noch, und mehr wie je, die gewaltige Kulturmacht ist.

Erfüllt von dem Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit, arbeitet es rastlos an allen Werken des Friedens und Fortschritts. Es arbeitet daran, die Völker einander näher zu bringen; es war kein Zufall, daß das ehemalige Volk der Träumer in St. Louis im Bilde das schnellste Schiff, das schnellste Automobil, die schnellste Lokomotive der Welt ausstellen konnte. Sie haben auch gesehen, daß es in Kunst und Kunstgewerbe, in Medizin, Chemie und allen Wissenschaften vorangeht; daß es seinen Volksschulen die schönsten Paläste baut und in der Förderung jeder Forschung, der Volkserziehung und Volksveredelung das Höchste leistet.

Das Volk der Träumer von vor hundert Jahren ist ein waches Geschlecht geworden, stark in unermüdlicher, friedlicher Tatkraft, aber stärker durch den höheren Wert des Guten, Edlen und Schönen.

Und jeder Deutsche, der hinauszieht, soll diesen Glauben mit sich nehmen. Wo aber findet sich ein besserer Boden für diese Befruchtung mit diesem Idealismus, als in diesem großen, so unendlich begabten Volke hier, das, voll von frischen Werdekräften, begierig nach Veredelung auf jedem Gebiet strebt?

Sie wissen, welches tiefe Verständnis der ausgezeichnete Mann, der an der Spitze Ihres Landes steht, deutschem Wesen entgegenbringt, welchen Wert er dem Einfluß deutschen Charakters auf die Bildung des amerikanischen National-Charakters beilegt. Klang nicht aus der Rede, die er neulich an den Kongreß der Mütter hielt, über Stellung und Pflichten der Frau, eine Auffassung heraus, so germanisch, daß sie sich an dem Ideal edler Weiblichkeit gebildet haben könnte, das wir gleich in der „Glocke" bewundern werden?

Und ist nicht auch die deutsche Gemütlichkeit, die er so oft

preist, ein Ausfluß dieses Idealismus? Das Gold des Idealismus, in Scheidemünze umgeprägt für den täglichen Gebrauch!

Und auf der anderen Seite: Was kann es geben, das einem edleren Idealismus entsprungen ist und dient, als der von unserem Kaiser ins Werk gesetzte Gedanke der wissenschaftlichen Zusammenarbeit beider Nationen, des Austausches der besten Geister? Die natürliche Wahlverwandtschaft, die glückliche gegenseitige Ergänzung zwischen der amerikanischen und der deutschen Wissenschaft wird zeigen, wie das Ideale hier das höchst Praktische ist, die höchste reale Förderung zeitigt.

Zwischen unseren beiden Nationen, die zum Zusammenarbeiten auf so vielen Gebieten berufen erscheinen, kann mit der wahren Reciprocität, das heißt dem gegenseitigen Geben und Nehmen zu Beider Gewinn, auf keinem schöneren Gebiet der Anfang gemacht werden, als auf dem der geistigen Produktion.

Der Kaiser hat sich darin als der treue Wahrer des Idealismus erwiesen, der bei Gründung des Reiches Kaiser Wilhelm den Großen die Worte sprechen ließ: „Uns aber und unseren Nachfolgern wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Wie diese Worte das Programm des Deutschen Reiches für alle Zeiten bilden, so kann auch jeder deutsche Mann, der sich einem neuen Vaterlande anschließt, ein Bannerträger dieses Idealismus werden, ein Mehrer auf dem Gebiete internationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Der Wohlfahrt seines neuen Vaterlandes, die er fördert durch Arbeit, Ordnungsliebe und Bürgertugenden; der wahren sittlichen Freiheit, die Obrigkeit und Rechte des Nebenmenschen achtet; und der Gesittung als höchstes Produkt des Idealismus, der Rechtlichkeit und Selbstachtung höher hält, als Geld und Einfluß, der für sich und sein Volk nach Höherem strebt, als nach Gold und

Macht, dem die veredelnde Liebe zu Kunst und Wissenschaft ein Stück seiner selbst ist, wie sie dem Genius Schillers alles war.

Kein besserer Schutzpatron als Er für die innigen Wechselbeziehungen zwischen unseren beiden Nationen, der deutschesten Idealismus mit edelstem Weltbürgertum in sich zu vereinigen gewußt hat; und heute mehr wie je können wir Deutschen gern von ihm sagen, was Freiligrath vor 46 Jahren sprach:

„Er wandelt hoch in Deinen freien Thoren,
Dein Bürger auch, Amerika!"

Mehr wie andere Völker haben die Deutschen den Ruf in sich gehört: Gehet hin in alle Welt! Er aber setzt hinzu: „Und lehret alle Völker das Evangelium des deutschen Idealismus; und wenn Ihr dem treu bleibt, dann werdet Ihr die besten, treuesten Bürger Eures neuen Vaterlandes sein; dann aber hat auch das alte Vaterland, auf Euch stolz zu sein, wirklich das Recht."

Daß die Wünsche, die der Herr Legationsrath aussprach, mit denen der Zuhörerschaft übereinstimmten, wurde durch den ihm gezollten, allen von Herzen kommenden Beifall aufs Beste bekundet.

Darauf trat Fräulein Vilma von Hohenau, eine junge Dame von ebenso anmutiger wie imponirender Erscheinung, hervor und trug den nachstehenden preisgekrönten, von Herrn Carl Gundlach, St. Louis, Missouri, verfaßten Prolog vor.

Zur Jahrhundertfeier von Schiller's Todestag.

Rauschend klingt es durch die Welten wie ein altes Heldenlied,
Wie ein Sang von Heimatfrieden weich es durch die Seelen zieht.
In den alten Eichen raunt es über'm alten Vaterland,
Wehet über Meereswogen zu der neuen Heimath Strand,
In den dunkeln Forsten flüstert's, an den Felsen klingt es an
Ueber Städte, über Farmen, bis zum stillen Ozean.
Deutsche, wo ihr wohnt und wandelt, eurer Herzen lauter Schlag
Ruft euch zu: Entblößt die Häupter, heilig sei euch dieser Tag,
Ein Gedenktag ist's, ein großer: Ein Jahrhundert schon verfloß,
Seit der Dichterfürst der Deutschen allzufrüh die Augen schloß,
Der im alten, lieben Schwaben einst begann den Siegeslauf;
Deutschlands hellste, schönste Sterne gingen ja in Schwaben auf.
Wie der Aar aus Felsenklüften, weltbewegend steigt sein Lied
Weithin über Deutschlands Grenzen in das fremdeste Gebiet,
Klingt in fremden Zungen wieder, schwingt sich über Zeit und Raum
Und der ganzen Erde Völker träumen in des Schwaben Traum.
Alles hat er uns gegeben, was ihm Herz und Geist bewegt,
Und es kniet vor ihm in Andacht, wem ein Herz im Busen schlägt.
Festgefügt in seinem Denken, steht er da als ganzer Mann
Und er schlägt mit seinem Geiste eine Welt in seinen Bann.
Nur für Edles und Erhab'nes trat er ein mit seinem Wort,
Und es lebt, was er geschaffen, für die Ewigkeiten fort.
Mit den Räubern schwärmt die Jugend für der Unterdrückten Not,
Geht für's Wohl des Vaterlandes mit der Jungfrau in den Tod.
Mächtig in den Feuerflammen der Begeisterung schwillt sein Mut,
Für des Lebens höchste Güter opfert sie ihr Gut und Blut.
Wo ein Volk um seine Freiheit kämpft bis auf den letzten Mann,
Mit den drei Kantonen tritt es auf des Rütli Wiesenplan.
Ein Jahrhundert ist entschwunden, seit sein Leib von hinnen schied,
Doch es schwebt ob unserm Haupte als Vermächtnis uns sein Lied.
Zieht mit uns in weite Fernen, über's Meer in's fremde Land,
In des Westens weite Steppen, an des Mississippi Strand,
Von New York zum goldnen Tore, zu Alaskas Eisesfeld,
Zu des Südens Blumenstrande, der den Golf umschlungen hält.

Und hier in der Metropole, wo aus Oſt und Süd und Weſt
Sich die Völkerſtröme grüßen, feiern wir in ernſtem Feſt
Die Erinnerung an die Manen unſres Dichters, deſſen Wort
Uns begleitet durch das Leben, treu uns folgt von Ort zu Ort,
Das uns Not und Sorgen lindert, uns verklärt der Freude Licht,
Mit der Mutterſprache trautem, alten Laute zu uns ſpricht:
„Deutſches Kind, im fremden Lande, unter fremder Sonne Schein,
Deines Herzens banges Klopfen, deine Seele bleibt ja mein;
Wo dein Fuß auch wandernd irre, was dein Arm auch wirkend ſchafft,
Was du ſinnſt und was du träumeſt, deiner Seele Lebenskraft
Steiget aus dem Born der Lieder deines Dichterfürſten auf
Und getränkt mit ſeinem Geiſte wandelſt du des Lebens Lauf.
Ueber deinem Scheitel rauſcht es wie der Klang der Ewigkeit,
Mächtig mahnend unſere Seelen tönt es über Ort und Zeit:
Hört ihr das metallne Dröhnen? Feierlich die Glocke ruft.
Andachtsvoll entblößten Hauptes treten wir an ſeine Gruft.
Hand in Hand laßt uns geloben einen neuen Rütliſchwur:
Treu dem Todten laßt uns folgen ſeiner hohen Dichtung Spur.
Nieder in den Staub mit Allem, was gemein iſt und was ſchlecht!
Haltet hoch des Fortſchritts Fahne, kämpft für Freiheit und für Recht!
Für der Menſchheit höchſte Güter tretet ein mit Herz und Hand!
Bleibt des Vaterlandes würdig in dem neuen Vaterland!
Treu den Manen unſres Toten haltet feſt an eurer Pflicht!
Haltet hoch die deutſche Sprache, in der Schiller zu uns ſpricht!
Kämpft für ſeine Ideale, bis der Erde weites Rund
Sich vereint in ſeinem Namen als ein großer Bruderbund!
Und wie ſein Herz allumfaſſend für die ganze Menſchheit ſchlug,
Führt die Menſchheit zu dem Ziele, das er einſt im Buſen trug.
Spendet Licht den Nachtbedrückten, Troſt und Frieden weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern, Freundſchaft, Liebe, Menſchlichkeit!“

Fräulein von Hohenau beſitzt ein höchſt klangvolles Organ, das ſie auch vortrefflich auszunutzen verſtand, ihre Vortragsweiſe war außerordentlich anſprechend und das Publikum geizte denn auch nicht mit ſeinen Beifallsbezeugungen.

Damit war der erſte Teil der Feier vorüber und es folgte eine weitere Orcheſternummer, ehe mit der Aufführung der „Glocke“ begonnen wurde.

Sodann trat Herr Schneider nochmals vor die Rampe und verlas folgendes Telelgramm:

„Koenig Wilhelm,
Stuttgart.

Viertausend Schiller-Verehrer im Chicago Auditorium senden Dank fuer die Vertretung und erwidern mit Gruss an Eure Majestaet und das Schwabenvolk.

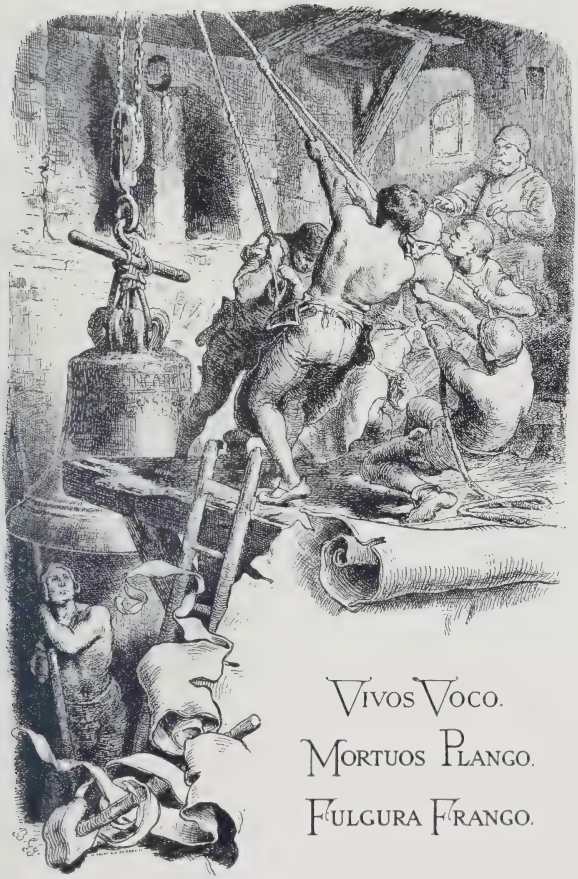
Schneider, Praesident."

Als er sich darauf die Zustimmung der Versammlung zur Absendung dieses Telegrammes erbat, gab diese durch lauten Beifall ihre Einwilligung kund.

„Das Lied von der Glocke."

Zur Zeit von Schillers Tode war Goethe selbst erst von schwerer Krankheit genesen, und war auch durch den Tod des Freundes zu erschüttert, als daß es ihm möglich gewesen wäre, für eine würdige Gedächtnisfeier auf dem unter seiner Leitung stehenden Weimarschen Theater, das ja Schiller so viel verdankte, Sorge zu tragen. So wurde die Gedächtnißfeier bis zum Spätsommer 1805 verschoben. Goethe wählte dazu das volkstümlichste der Schillerschen Gedichte „Die Glocke", dem er durch Verteilung der Betrachtungen unter Meister, Meisterin und Altgeselle, und durch Vorführung der Glockengießer-Werkstatt und des Vorganges des Glockengusses eine dramatische Form gab, und wozu er seinen herrlichen Epilog zu Schillers Glocke schrieb. Kein schöneres Denkmal konnte er dem Freunde setzen. In dieser Form wurde „Die Glocke" am 10. August 1805 zum ersten Male aufgeführt, und am 9. Mai 1815, zehn Jahre nach dem Tode Schillers, wiederholt. Zu dieser Aufführung hat Lindpaintner auf Goethes Veranlassung die Musik geschrieben, Goethe selbst fügte die lebenden Bilder bei und schrieb hierzu die letzten drei Stanzen seines Epilogs. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers wurde „Die Glocke" in der Dramatisierung Goethes auf fast allen bedeutenden Bühnen Deutschlands aufgeführt, am glänzendsten in Weimar unter Dingelstedts Leitung. Am 10. November 1869 wurde sie wiederum aufgeführt, und damals wirkte dort als ganz jugendlicher Hofschauspieler auch Herr Gustav Donald mit, der gestern hier den Meister wiedergab.

Es war keine leichte Sache, hier etwas derartiges zu unternehmen, aber Dank der unermüdlichen Mühewaltung des erfahrenen Theaterdirektors und Regisseurs Herrn Ferdinand Welb, und so hervorragender schauspielerischen Kräfte wie Herr Gustav Donald, Frl. Margarethe Neumann und Frl. Vilma von Hohenau und des tüchtigen Deklamators Herrn Ernst Mauser ist es vollständig gelungen. Dabei wohnen die Herrschaften weit von Chicago entfernt



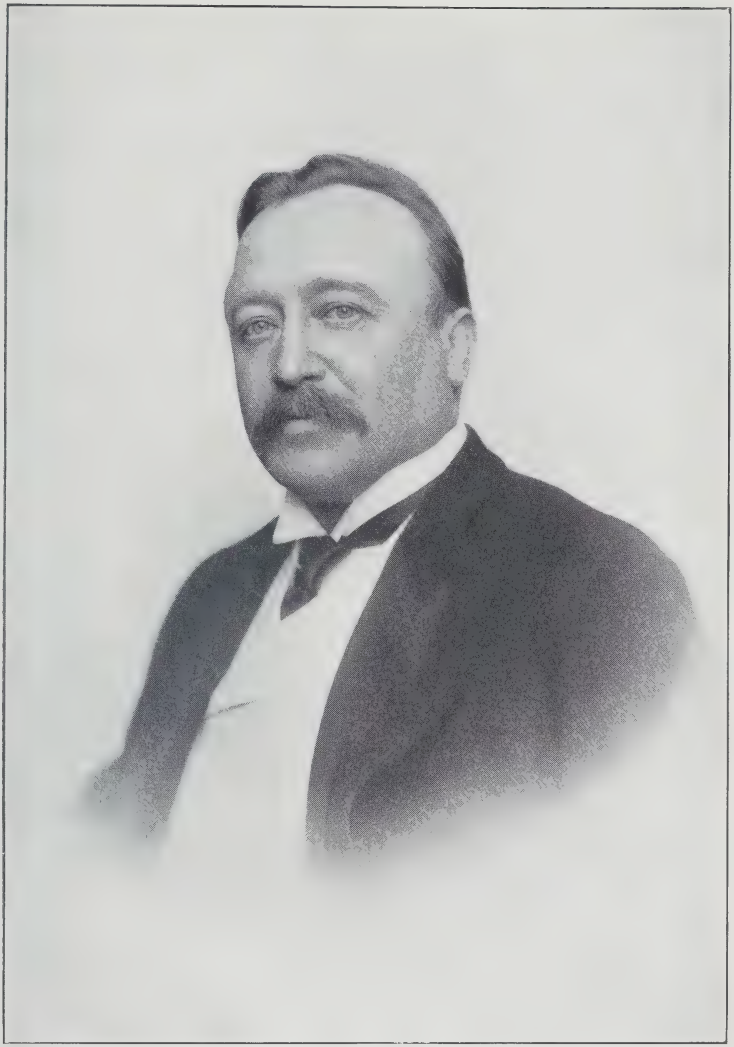
VIVOS VOCO.
MORTUOS PLANGO.
FULGURA FRANGO.

und konnten nur zu den größten Proben hierherkommen. Nicht minder aber verdienen alle die jungen Damen und Herren die größte Anerkennung, welche sich bereitwilligst in den Dienst der guten Sache stellten, um in den lebenden Bildern u. s. w. mitzuwirken. Die vielen kleinen Proben leitete hier Herr Julius Schmidt. Da das Publikum genügende finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt hatte, so konnte auch bezüglich der Scenerien, Musik u. s. w. für die „Glocke" sowohl wie für die ganze Gedenkfeier das Beste beschafft werden, was zu haben war. So hat denn gestern eine Aufführung stattgefunden, die bewunderungswürdig war; die lebenden Bilder waren bezaubernd schön, die Lichteffekte, die Kostüme, die Requisiten, alles das hätte tatsächlich nicht besser sein können. Dazu kam die vom Orchester tadellos zu Gehör gebrachte Lindpaintnersche Musik, wahrlich ein Ineinandergreifen aller Verhältnisse, das nichts zu wünschen übrig ließ.

Als der Vorhang der großen Auditorium-Bühne herunterging, da war das Publikum, welches das viertausend Sitzplätze enthaltende Auditorium vollständig gefüllt hatte, noch fast wie in einem Zauberbann gehalten von dem, was es gesehen und gehört hatte. Dann aber brach noch einmal ein gewaltiger Beifallsjubel aus, und auch der geniale Leiter der Aufführung von Schillers „Glocke" (die Schlußnummer der Chicagoer Schiller-Gedenkfeier), Herr Ferdinand Welb, wurde hervorgerufen und mit wohlberechtigtem brausenden Applaus bedacht.

Es geziemt sich nun auch noch, derjenigen Herren zu gedenken, welche als Vollziehungs-Ausschuß des ganzen Comites die Vorbereitungen für die nun verflossene Gedenkfeier getroffen haben. Dieser Vollziehungs-Ausschuß setzte sich aus den Vorsitzenden der verschiedenen Unter-Ausschüsse zusammen und ihm gehörten an die Herren Otto C. Butz, Vorsitzender; Theodor Brentano, Arnold Holinger, A. Busse, Jacob Manz, Louis Guenzel, Adam Ortseifen, Wilhelm Rapp, John H. Weiß, Otto C. Schneider, Ernst Hummel, Prof. James Taft Hatfield, Camillo von Klenze, Julius Schmidt, Sekretär, und G. F. Hummel, Schatzmeister. Auf den Schultern dieser beiden Beamten, besonders auf denjenigen des Herrn Hummel, hat während der letzten Wochen eine fast erdrückende Arbeitslast gelegen.

Anhang



OTTO C. SCHNEIDER.
Praesident des Central-Comites.

Central-Comite

OTTO C. SCHNEIDER, Praesident
ERNST HUMMEL, Vize-Praesident
PROF. JAMES TAFT HATFIELD, Cor. Secretaer
JULIUS SCHMIDT, Protokol. Secretaer
G. F. HUMMEL, Kassierer

Executiv-Comite

OTTO C. BUTZ, Vorsitzender

THEODORE BRENTANO
ARNOLD HOLINGER
JACOB MANZ
LOUIS GUENZEL
ADAM ORTSEIFEN
WILHELM RAPP
JOHN H. WEISS
PROF. CAMILLO VON KLENZE
PROF. A. BUSSE

und die Beamten des Central-Comites

Ehren-Praesident
EDWARD F. DUNNE
Buergermeister von Chicago

Ehren-Vice-Praesident
DR. WALTHER WEVER
Kaiserl. Deutscher
Consul in Chicago

Vorfeier im Auditorium

Freitag, den 14. April 1905

Abends 7 Uhr 45 Minuten

"Wilhelm Tell"

Schauspiel in fünf Aufzügen

von Friedrich von Schiller.

Unter Leitung von Direktor Leon Wachsner.

Personen:

Hermann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri		Emil Marx
Werner, Freiherr von Attinghausen, Bannerherr		Friedrich Gros
Ulrich von Rudenz, sein Neffe		Max Agerty
Werner Stauffacher	Landleute aus Schwyz	Berthold Sprotte
Itel Reding	Landleute aus Schwyz	Adolph Schumacher
Walther Fürst	aus Uri	Julius Schmidt
Wilhelm Tell	aus Uri	Theodor Burgarth
Rösselmann, der Pfarrer	aus Uri	Karl Koenig
Petermann, der Sigrist	aus Uri	Julius Berger
Kuoni, der Hirte	aus Uri	Gustav Kleemann
Werner, der Jäger	aus Uri	Georg Kieck
Ruodi, der Fischer	aus Uri	Sigismund Elfeld
Arnold von Melchthal	aus Unterwalden	Curt Stark
Konrad Baumgarten	aus Unterwalden	Ludwig Kreiß
Meier von Sarnen	aus Unterwalden	Robert Bielenberg
Jenni, Fischerknabe		Elise Kramm
Seppi, Hirtenknabe		Clara Lapping
Gertrud, Stauffachers Gattin		Hedwig Beringer
Hedwig, Tells Gattin, Fürsts Tochter		Henni Steimann
Bertha von Bruneck, eine reiche Erbin		Frieda Schulz
Armgard	Bäuerinnen	Camilla Marbach
Mechthield	Bäuerinnen	Mathilde Dierks
Elsbeth	Bäuerinnen	Anna Roithmeyer
Hildegard	Bäuerinnen	Anna Pechtel
Walther	Tell's Knaben	Gertrud Müller
Wilhelm	Tell's Knaben	kleiner Lindner
Frießhardt	Söldner	Fritz Lindner
Leuthold	Söldner	Louis Prätorius
Rudolf, der Harras, Geßlers Stallmeister		Willy Schaff
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben		Sigismund Elfeld
Stüssi, der Flurschütz		Hermann Raschig
Oeffentlicher Ausrufer		Wilhelm Krüger
Wanderer		Louis Fichtner
Reiter		Bruno Schultz

Landleute. Männer und Frauen aus den Waldstätten.

Spielleitung – - - - - **Emil Marx**

Samstag, den 6. Mai 1905

Abends 8 Uhr

Auditorium

Großes Concert von Theo. Thomas Orchester und Apollo Club

1. Ouverture zur „Braut von Messina." Opus 100..... ....Schumann
2. Ansprache..... .....Herr Edmund J. James
   Präsident der Illinois Staats-Universität.
3. Wallenstein (Trilogie) nach Schiller ....d'Indy
   I. Wallensteins Lager.—II. Max und Thekla. (Die Piccolomini.)
   III. Walleinsteins Tod.

Pause.

4. Symphonie No. 9, D. Minor, Op. 125.....Beethoven
   Allegro ma non troppo, un poco maestoso.—Molto vivace.—
   Adagio molto e cantabile.
   Schluß-Chor, Schillers Lied „An die Freude,"
   gesungen vom Apollo Club.

Solisten: Frau Minnie Fish Griffin, Soprano; Frau W. S. Bracken, Contralto; Herr John B. Miller, Tenor; Herr Albert Boroff, Baß.
Dirgent: Herr Friedrich A. Stock.

Sonntag, den 7. Mai 1905

Nachmittags 3 Uhr

Auditorium

1. Tannhäuser-Marsch. ..... Wagner
   Metropolitan-Orchester—Carl Bunge, Dirigent.
   Orgel—Wm. Middelschulte.
   Eintritt der Herren Professoren der Chicago, Northwestern und Illinois Staats-Universitäten.
2. Englischer Preisprolog..... verfaßt von Arthur Altschul, San Francisco
   Vorgetragen von Maud Winnifred Rogers, einer Schülerin der Soper School of Oratory.
3. a) „Liebe“..... Schubert
   b) „Rasch tritt der Tod den Menschen an..... Weber
   Vereinigte Männerchöre. Dirigent, Herr Gustav Ehrhorn.
4. Deutsche Ansprache zur Eröffnung..... Herr Otto C. Schneider
   Englische Rede..... Prof. Calvin Thomas
   Columbia Universität, New York.
5. „Sternennacht“..... ..... Schulken
   Vereinigte Männerchöre.
6. „Ave Maria“..... Bach-Gounod
   Frau Theodor Brentano. Violin-Obligato — Herr Leopold Menn. Harfen-Obligato — Frau Emma Weast-Bichl. Orgelbegleitung — Herr Wm. Middelschulte.
7. „Festgesang an die Künstler“..... Mendelssohn
   Vereinigte Männerchöre.
8. Ouverture zu „Eine feste Burg ist unser Gott“..... Otto Nicolai
   Metropolitan Orchester und Orgel.

Montag, den 8. Mai 1905

Nachmittags 3 Uhr

Fullerton Hall, Art Institute

Akademische Conferenz

Arrangements-Comite

C. von Klenze, Vorsitzender.

A. Busse F. Dewes P. O. Kern

J. Rosenwald O. C. Schneider

Fest-Ordnung

JAMES TAFT HATFIELD, Vorsitzender.

"Schiller".....Prof E. G. Hirsch, Chicago

"Schiller's Dualism".....Prof. W. Carruth
University of Kansas.

"Schiller's Poems in the United States".....Prof. J. Nollen
University of Indiana

"Schiller, the Historian".....Prof. C. J. Little
Northwestern University

"Venedig in Schiller's Geisterseher".....Prof. C. von Klenze
University of Chicago.

Dienstag, den 9. Mai 1905

Nachmittags 1:30 Uhr

Lincoln Park am Schiller Denkmal

1. Posaunen-Quartett, „Frühlingslied am Todestage Schillers“.....Musik von Lindpaintner
   Gedicht von Ritter.
2. „Das ist der Tag des Herrn“.....C. Kreutzer
   Vereinigte Männerchöre. Gustav Ehrhorn, Dirigent.
3. Deutsche Rede.....Herr E. F. L. Gauss
4. „Stumm schläft der Sänger“.....Silcher
   Vereinigte Männerchöre.

Dienstag, den 9. Mai 1905

Abends 8 Uhr

Auditorium

1. „Zur Weihe des Hauses“.....Beethoven
2. Deutsche Festrede...General-Major z. D. Dr. Albert v. Pfister, Stuttgart
   Vertreter Sr. Majestät des Königs von Württemberg.
3. Huldigungsmarsch.....R. Wagner
4. Ansprache des Vertreters des Kaiserl.-Deutschen Botschafters,
   Herr Legationsrat Scheller-Steinwartz, Washington, D. C.
5. Preisgekrönter deutscher Prolog, verfaßt von Carl Gundlach, St. Louis, Mo.
   Vorgetragen von Frl. Vilma von Hohenau.

Schillers „Lied von der Glocke“

Mit Benutzung der von Goethe (für die zu Ehren des heimgegangenen Dichters im Theater zu Lauchstädt am 10. August 1805 veranstalteten Trauerfeier) verfaßten Einrichtung mit neun lebenden Bildern und der melodramatischen Musik von Lindpaintner.

Personen:

Der Meister.....Herr Gustav Donald
Die Meisterin.....Frl. Margarethe Neumann
Der Altgeselle.....Herr Ernst Mauser

Patrizier und Patrizierinnen; Ritter und Würdenträger; Priester und Mönche; Männer und Frauen aus dem Volke; Gesellen, Mägde und Lehrbuben.

Lebende Bilder

nach Zeichnungen von Jäger, Müller u. A.

I. Die Taufe. II. Liebesglück. III. Die Hochzeit. IV. Häusliches Walten. V. Die Feuersbrunst. VI. Das Begräbnis. VII. Das Erntefest. VIII. Der Aufruhr. XI. Der Kirchgang.

Epilog zu Schillers „Glocke"

von Johann Wolfgang Goethe, gesprochen von Frl. Vilma von Hohenau, Mitglied des deutschen Theaters in St. Louis.

Schluß-Apotheose

unter Mitwirkung sämmtlicher Darsteller.

Die scenische Einrichtung und Darstellung sowie das Arrangement der lebenden Bilder unter Leitung von Herrn Ferdinand Welb, Direktor des deutschen Theaters in St. Louis.

Orchester-Dirigent: Hans von Schiller. Orgel: Herr Wm. Middelschulte.

Die lebenden Bilder 2c. dargestellt von Mitgliedern des Schwabenvereins und der Chicago Turngemeinde.

Das "ave verum" von W. A. von Mozart gesungen vom Kirchenchor der Johannes-Gemeinde unter Leitung von Prof. Theodor Scheerer.

Der Schwaben-Verein von Chicago ehrte den Vertreter des Königs von Württemberg, Herrn General-Major z. D. Dr. Albert v. Pfister, durch Veranstaltung eines Fest-Commerses in der Turnhalle der Nordseite. Bei dieser Gelegenheit beantwortete Herr John H. Weiss den Toast auf

Das alte Vaterland:

Für die wanderlustigen deutschen Völker bot der große menschenleere Westen seit Jahrhunderten ein verlockendes Ziel und wohin sie kamen, gab ihnen der Geist ernsten Strebens das Geleite und dauernde Kulturarbeit bezeichnet ihren Pfad.

Es waren zum großen Teile deutsche Pioniere, welche den jungfräulichen Boden der weiten westlichen Ebenen in fruchtbare Farmländer verwandelten und durch Fleiß und Tatkraft an allen Enden blühende Gemeinwesen schufen.

Wenn diese Einwanderer die Scholle lieben lernten, die ihnen durch ihrer Hände Arbeit Glück und Wohlergehen sicherte, so ist dies ebenso natürlich, wie die Tatsache, daß sie dem Lande eine begeisterte Anhänglichkeit entgegenbringen, an dessen Wolfahrt sie nach bestem Können mitgearbeitet haben und unter dessen Sternenbanner ihre Kinder geboren wurden.

Doch wie keine Macht der Erde die tausend zarten Fäden zerreißen kann, die den guten Sohn mit dem Vaterhause verbinden, selbst nachdem er seinen eigenen Herd begründet hat, ebenso wenig vermögen die Amerikaner deutscher Abkunft des Landes zu vergessen, in dem das gute Mütterlein begraben liegt, das sie vor vielen Jahren schmerzerfüllt — die Hände segnend erhoben — in die Fremde ziehen ließ.

Zu viel Gefühl wirft man den Deutschen öfters vor, doch wir sind stolz auf diesen Tadel; ist doch das Gefühl der Dank-

barkeit als eine der herrlichsten Blüten diesem Charakterzuge entsprossen. — Und Dank, viel tausendfachen Dank schulden wir dem alten Vaterlande, das uns als unveräußerliche Gabe die geistige und körperliche Ausrüstung zum Lebenskampfe im fremden Lande mit auf den Weg gegeben hat.

Wenn wir die Geschichte unseres Volkes an unserm geistigen Auge vorüberziehen lassen, werden wir von patriotischem Stolze erfüllt, aber auch hin und wieder schmerzliche Empfindungen nicht zu unterdrücken vermögen.

Ausgeprägter Familiensinn, Achtung vor den Frauen und Gastfreundschaft zierte die Hünengestalten unserer Vorfahren, als sie in die Geschichte eintraten, und unter den wuchtigen Streichen der markigen Söhne sittsamer germanischer Mütter fiel das weströmische Reich in Trümmer.

Glücklich im Innern, ruhmvoll nach Außen, blühend, gefürchtet und beneidet, sehen wir das deutsche Reich im Mittelalter unter den ritterlichen Kaisern aus dem Hause der Hohenstaufen, während eine eigenartige Poesie dem Lande den Glorienschein idealer Strebsamkeit verlieh.

Die sinnigen Weisen des Minnegesanges jener Tage wurden jedoch nach und nach zum Schwanengesang deutscher Größe für lange Zeiten. — Der dreißigjährige Kampf um die idealen Güter des Lebens leitete eine Leidenszeit ein, die nur den einen versöhnenden Moment hat, daß sie die unverwüstliche Lebenskraft des deutschen Volkes feststellte. Eine Lebenskraft, die selbst durch die vier und ein halbes Hundert Regenten und Republiken, die einst im heiligen Römischen Reich deutscher Nation mit vollen Hoheitsrechten herrschten, nicht zu ersticken vermochten, die vielmehr später unter den großen preußischen Fürsten wiederholt elementaren Ausdruck fand.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts finden wir unsere herrliche Germania schmerzerfüllt im Trauergewande, weinend um ihre Söhne, die unter fremder Herrschaft auf fremden

Schlachtfeldern verbluteten. Die heroiſchen Freiheitskämpfe ließen zwar noch einmal die herrliche Flamme der Begeiſterung fürs Vaterland zum Himmel auflodern und brachten die edelſten Regungen im deutſchen Volke an die Oberfläche, ein einiges Deutſchland brachten ſie nicht; es folgte vielmehr jene lange Zeit des Sehnens und Härmens nach der nationalen Einheit, die bis in unſere Jugendjahre hineinragte. Und wenn die patriotiſchen Bürger jener Zeiten zu trauter Stunde zuſammenkamen, da ſprach man von den Tagen der längſt vergangenen Zeit, in wehmutsvollen Klagen von deutſcher Herrlichkeit, von längſt vergangener Herrlichkeit.

Die Zeiten haben ſich geändert! Wieder kreist der deutſche Aar mit kräftigem Flügelſchlage hoch in den Lüften, für Süd und Nord, für Oſt und Weſt das hehre Zeichen des geeinten Vaterlandes.

Wieder lenkt ein mächtiges Geſchlecht die Geſchicke Deutſchlands, und das Werk, welches die großen Männer der 70er Jahre vollendeten, hat unter dem jugendkräftigen Hohenzoller, der Deutſchlands Kaiſerthron jetzt zieret, wahrlich nicht gelitten.

Scharf hält er Deutſchlands Schwert, denn er hat wohl erkannt, daß aus dem Stahl aus dem man Schwerter ſchmiedet und Kanonen gießt, man auch die Pflugſchar formt, und daß der Pflug nur dann die Furchen ziehen kann, wenn Friede herrſcht, und Friede kann bei Deutſchlands Lage dann nur herrſchen, wenn es den Frieden ſchirmen kann.

Und wo der Friede weilt, wird auch der Segen wohnen.

Ein neuer, kühnerer Geiſt durchweht das Schaffen des jungen Kaiſerreichs, und die Fortſchritte, die es in wenigen Jahrzehnten auf allen Gebieten menſchlicher Wirkſamkeit machte, haben die Bewunderung der Welt gefunden. Vertrauen in die eigene Kraft iſt wieder eingezogen, das Volk der Denker hat den Kleinmut abgeſtreift und ſucht mit Eifer dem Gedanken nutzbringende Geſtalt zu geben. Die Zeiten ſind vorüber, wo man ſich in

Deutschland damit begnügte Erfindungen zu machen, die geschäftliche Ausbeutung jedoch den Andern überließ.

Unter der Zipfelmütze, welche der Deutsche Michel während der langen Jahre geschäftlichen Stillstandes über die Ohren zog, arbeitete dennoch ein grübelndes Gehirn, das sich nach Besserung sehnte, und die in stiller Klause gezeitigte Geistesarbeit des deutschen Theoretikers hat doch noch ihre reichen Früchte getragen.

Der simulirende deutsche Professor ist zu Ehren gekommen, er hat trotz seiner angeblichen Zerstreutheit Systeme geschaffen, welche die Grundlage zu den weittragendsten gewerblichen und industriellen Erfolgen wurden.

Auch das Wahrzeichen aller aufstrebenden Nationen, die Sehnsucht nach dem neutralen Weltmeere, hat sich zu guter Stunde eingestellt. Die Erinnerung an die großen Zeiten der Hansa, die sich das deutsche Volk wie ein teures Kleinod durch die Jahrhunderte bewahrte, trat mächtig in den Vordergrund und bald ertönte vom Meer zum Fels die frohe Kunde: „Der deutsche Michel ist wiederum zur See gegangen." Heute weht die deutsche Flagge stolz in allen Meeren und, wohin auch immer die Flotte im Dienste des Handels und der Industrie die Früchte deutscher Arbeit trug, haben sich dieselben im friedlichen Wettstreite mit den Völkern aller Zonen immer neuen Boden errungen.

Doch trotz dem rastlosen Streben nach den materiellen Gütern des Lebens erfreuen sich auch Künste und Wissenschaften im deutschen Kaiserreiche der treuesten Pflege.

Die alten Musensitze, die seit Jahrhunderten die Schätze deutscher Forschung sammelten, haben sich die Kraft der Jugend gewahrt. Aus ihren wohlbewährten Quellen fließen die Errungenschaften deutschen Strebens auf geistigem Gebiete zu Nutz und Frommen aller Wissensdurstigen, die aus dem reichen Born zu schöpfen sich bemühen.

Ein anderer grünender Zweig im Ehrenkranze des deut-

schen Volkes ist die Musik, die sich die ganze Welt erobert hat. Und wenn man hier, an den Ufern des Michigan-Sees, die Perlen der Wagnerschen Tonschöpfungen zur Aufführung bringt und durch die Weltsprache der Melodie der Nibelungen altes Heldenlied den Vertretern aller Sprachgebiete verständlich macht, dann klinget noch für uns der Heimat trauter Gruß aus den rauschenden Akkorden wieder und lenkt unsere Gedanken hinüber zum Lande unserer Jugend, zum deutschen Rhein, dessen rebenbekränzten, sagenumwobenen Ufer mit der Nibelungen-Dichtung so enge verknüpft sind.

Und wir wären unwürdige, wir wären schlechte Bürger dieses großen Freistaats, wenn wir unserer alten Heimat, dem Lande unserer Väter, dem Lande unserer Geburt, nicht einen Ehrenplatz liebevoller Sympathie in unserm Herzen bewahrt hätten; denn nur dann können wir uns dafür begeistern, jene Eigenschaften unseres Volkes, die es in Kampf und Not nicht verzagen, an Glück und Ehren reich nicht übermütig werden ließ, auf die kommende große, glorreiche amerikanische Nation zu übertragen.

D'rum mögen deutscher Art —
Bis in die spätesten Geschlechter —
Zum Heil Columbias
Erstehen mutige Verfechter!

Auf allgemeinen Wunsch folgt hier der für die Chicagoer Centennar-Feier im November 1859 verfaßte

Prolog

zu Schillers hundertjähriger Geburtstags-Feier

von

Caspar Butz.

Heute führen wir den Reigen, heute winkt uns Spiel und Tanz;
Schön geschmückt die stolze Halle steht in Festespracht und Glanz,
Gießt ein Meer von Licht sich nieder von der Kuppel hohem Bogen,
Und der schlanken Säulen Reihe prangt vom Festeskranz umzogen.
Harrend sitzt in Feierkleidern schon das Volk in Festesfreude
Und zum Tempel wird, wie nie noch, heut das hohe Prachtgebäude;
Tempelhalle, die geweiht heut, wie noch nie in unsern Tagen,
Leis durchbebt in dieser Stunde von des Genius Flügelschlagen,
Den sein Volk in treuer Liebe hier zu ehren jetzt sich schaarte,
Der vor Allen seinem Volke mächtig stets sich offenbarte.
Volkeslieb und Volkesfreude brausen heut in Sturmeswogen,
Haus und Werkstatt sind verlassen; von dem innern Drang gezogen
Nach dem hohen Unerreichten, das verklärt ein Menschenleben,
Das, in jede Brust gepflanzet, adelt jedes reine Streben,
Das in Dichtern sich verkörpert, sich ergießt in Dichterworten,
Zog die Menge heiter, jubelnd durch des Tempels weite Pforten.
Freude glänzt in jedem Auge, hell bestrahlt vom Glanz der Lichter,
Denn das Volk, das große deutsche, feiert heute seinen Dichter!

Auch wir, die von der Heimat fern, fern von der deutschen Erde,
In freiem Lande ringen, daß es uns zur Heimat werde,
Die wir den Wanderstab gesenkt in einen freien Boden,
Still hoffend, daß, wie Aarons Stab, er treibe neue Loden,
Auch wir, versammelt hier zum Fest, die frohe Festgemeine,
Wir hoffen, was sonst Nichts vermag, daß uns der Dichter eine.
Auch uns klingt noch der Glocke Sang, der einst dem Kind geklungen,
Noch sind die Lieder nicht verhallt, die einst der Knab' gesungen;
Noch wogt der volle Rythmenstrom durch unsre deutschen Herzen,
Der einst an Laura sich ergoß in wilden Liebesschmerzen,
Noch nicht vergessen haben wir das Grollen des Titanen,
Der einst im Moor zu drängen sucht die Welt aus ihren Bahnen,
Noch nicht des Volkes Leid, das zuckt, wild knirschend in den Banden,
Wenn um Louisens kalten Leib die Bettlereltern standen,
Noch kennen wir das Ideal, das Posa uns entfaltet;

Den einen großen Freiheitsdrang, der nimmer noch erkaltet,
Auch uns gilt groß noch die Idee, das Vaterland zu retten,
Wenn wir Johanna ringen sehn in ihren Eisenketten,
Auch uns klingt noch der Ruf, zu sein ein einig Volk von Brüdern,
Der von der Alpe einst erscholl in hohen Freiheitsliedern.
Das Herz auch schlägt uns höher noch, wenn unter Friedlands Fahnen
Von einem deutschen Reiche uns anweht ein leises Ahnen! —
Ein deutsches Reich! o frommer Wunsch, der alte Traum der Zeiten,
Der stets im Dichterherzen quillt und den nur Dichter deuten!

Wenn heiß des Tages Sonnenbrand ringsum versengt die Fluren,
Als sei'n vernichtet und verweht des Lebens frische Spuren,
Dann läßt die Nacht, so still und leis, des Taues Mantel sinken,
Auf daß die müde, sieche Welt sich möge Labung trinken;
So senkt des Dichters hohes Lied, der Tau der Hippokrene,
Sich leis herab auf's Volkes Herz, daß es sich wieder dehne,
Daß ihm, vom Brand der Tyrannei versengt und sterbemüde,
Im Dichterworte wieder rausch' ein Strom voll Trost und Friede;
Noch eine Zuflucht blieb dem Volk, das schon so viel gelitten:
Der Poesie gewaltig Reich, das es sich selbst erstritten;
Die Liederheimat unsres Volks, in die es stolz sich flüchtet,
Wenn die Erbärmlichkeit der Zeit sein schönstes Glück vernichtet.
Hier ist es frei, hier fühlt es froh der reinern Lüfte Wehen,
Hier hofft es, daß im Zeitenlauf aus ihrem Grab' erstehen
All' seine Wünsche, lang gehegt, daß, die an seiner Wiege
Ihm auf die Stirn gedrückt den Kuß, die Freiheit es erstegte.

Ja kommen wird dereinst die Zeit, wohl hören wir sie schreiten
Im ahnungsvollen Geiste schon, die Zeit der Selbstbefreiten!
Zurück erobert sich sein Recht von seiner Zufluchtsstätte
Das deutsche Volk und schmettert hin die alte schwere Kette.
Im Reiche des Gedankens nie stirbt jenes Flammensprühen,
Das mächtig leuchtet durch die Zeit in seinem heil'gen Glühen.
Dort schmiedet keck der deutsche Geist sich seine Zukunftswaffen,
Daß er die Welt, die er begriff, aufs neu' auch möge schaffen.
Das Reich der Poesie, es wird dereinst zum Arsenale
Und wacker zieh'n die Ritter aus vom neuen heil'gen Graale.
O Zukunftsweh'n! o Zukunftsschein! Wenn über unsern Grüften
Einst leuchtet jener helle Tag mit seinen klaren Lüften,
Wenn einst das große Werk vollbracht, das größte aller Werke!
Wenn Deutschland einst die eig'ne Kraft erkennt, die eig'ne Stärke.

Und Er, der Herrliche, dem wir bereitet heut die Feier:
Auch Ihm schlug für das Volk das Herz, auch seine hohe Leier
Klang wieder von der Herrlichkeit, die einst dem Volke glänzte,
Als noch ein einig Vaterland des Volkes Dichter kränzte.
Ja Er! in wild verzerrter Zeit, die sich pedantisch regte,
Schuf eine neue Zeit des Worts, die mächtig sich bewegte;

Im Mantel Lessings angetan, mit Goethe eng im Bunde,
So danken wir Ihm eine Tat die blieb, bis noch zur Stunde;
Als aus dem Wust der Unnatur, aus einem tiefen Grabe
Er uns geweckt die Sprache einst mit seinem Zauberstabe,
Daß sich des Römers tiefer Ernst, des Griechen heitres Trachten
So heimisch bald in deutschem Kleid, in unserm Volke machten.
Wer wußte je wie Er im Lied die Saite anzuschlagen
Die stets ein Echo finden wird in unsres Volkes Klagen?
Wer drang, wie Er, hinab ins Volk, wer rührte je die Menge
Wie Er, so allbewältigend, durch deutscher Lieder Klänge?
Der Griechen blindem Sänger gleich, sind seiner Leier Töne
Erklungen unter jedem Dach in ihrer ganzen Schöne.
So steht Er da, ein Herosbild, mit seinem Volk im Bunde,
Das nie noch seines Gleichen sah, nicht bis auf die Stunde.
Des Volkes Dichter Er, wie nie ein Andrer noch gewesen;
Unsterblich, wie das Volk ja selbst, das ewig Ihn wird lesen!

Und wir, in dieser halben Zeit, der dunklen und der trüben,
Die nicht mehr Kraft zum Hassen hat und kaum noch Kraft zum Lieben,
Die schwer auf allen Geistern liegt mit ihren Wahngestalten
Darin der ew'gen Schönheit Bild sich kaum mehr will entfalten;
Wir kehren heute still zurück in andachtsvollem Ernste
Zu Ihm, der stets so klar erfaßt das Nahe wie das Fernste.
Wir baden heut' die wunde Brust in jener reinen Quelle,
Die unversiegbar uns umrauscht mit ihrer klaren Welle,
Im Strom der Poesie darin die trüben Sorgen schwinden,
Darin die Räthsel unsrer Zeit noch ihre Deutung finden,
In dem uns klingen wunderbar des Liedes Zaubertöne,
Daß sich die Menschheit wieder doch mit dem Geschick versöhne;
Den Schleier weg! Seht! Er erscheint in ew'gem Jugendglanze
Und dankbar schmücken wir ihn heut mit immergrünem Kranze!

(Bekränzen der Büste. Lebendes Bild ꝛc.)

Heute führen wir den Reigen, heute winkt uns Spiel und Tanz,
Spiegelt wieder sich sein Bild in Eurer Augen feuchtem Glanz?
Ist's der Rührung weiche Fessel, die das Herz gefangen hält?
O! so denkt, daß untergeht doch nie die Liebe in der Welt!
Daß zu Kind und Kindeskindern, auch am neuen Heimatstrand,
Schillers Name ewig klinget, wie im alten Vaterland.
Daß auch wir noch nicht vergessen, wie der Dichter mächtig schafft,
In dem Herzen stille Träume und die wilde Leidenschaft,
Daß auch unser freies Leben noch durchwogt die Poesie,
Daß auch unserm Ohr noch klinget eines Liedes Harmonie.
Und nun tragts hinein ins Leben! Laßt durchdringen es mit Macht,
Jener Funke des Prometheus, den der Dichter angefacht,
Wahrheit bleib' es Euren Herzen, wenn das Leben rasch entflieht:
Die Schöne nur kann sterben in des letzten Dichters Lied!—

Das folgende, tief empfundene Gedicht aus der Feder des Herrn Prof. Dr. Kuno Francke von der Harvard Universität in Cambridge, Mass. kam zu spät, um in dem Schiller Gedenkbuch aufgenommen zu werden, für das es bestimmt war. Wir bringen es deshalb an dieser Stelle:

Schillers Todestag

Von Prof. Dr. Kuno Francke, Cambridge, Mass.

Schon senkt hernieder sich die Maiennacht,
Schon lieget Frieden auf der Abendflur —
Ein letztes Röcheln noch, dort in dem Bett,
Ein letztes Ringen noch, und aufwärts fließt
Sie Seele lautlos in den Aeter hin.

O weite Welt des Geistes, wie doch kam's,
Daß du in diese enge Zelle dich
Des armen Menschenhirnes eingezwängt?
Endlose Lebensfülle, wie doch stiegst
Zu dieser dunkeln Höhle du hinab?
Wie wogt' und wallte es in dieser Brust
Von dir, du grenzenlos Gedankenmeer!
Wie drängten sich die Bilder! Wie gebar
In rascher Flucht Gestalt sich um Gestalt!
Wie schwoll und zuckte es von Kampfeslust!
Wie leuchteten die Blitze hin und her!
Wie rollte tief des Zornes Donnerlaut!
Wie wölbte sich aus Nacht und Sturm empor
Der Schönheit Regenbogenfarbenpracht!

Und nun?
Ein letztes Röcheln noch, dort im Bett,
Ein letztes Ringen noch, und aufwärts fließt
Die Seele lautlos in den Aeter hin.

O Tag der Heldentrauer,
O neunter Tag des Mai,
Du ziehst wie Wetterschauer
Durch unsre Seele neu.

O Tag des Heldensterbens,
Des Siegs über Tod und Zeit,
O Tag des Heldenwerbens
Um die Krone der Ewigkeit!

Durchbrause, Tag, durchbrause
Uns Geist und Herz und Sinn!
Aus toter Formeln Klause
Reiß uns zum Leben hin.

Zerschmettre eitles Wissen!
Zertrümmere feigen Wahn!
Aus trägem Selbstgenießen
Führ uns zur Tat hinan!

Beseliger! Verklärer!
Noch stolz und stark und frei!
Du göttlicher, du hehrer,
Du neunter Tag des Mai!

33533
1905
pam

Schiller-Gedenkfeier

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 833S33 Book B1905 Volume pam

Mr10-20M

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 040196633